

II.

Von Mainz bis Köln und Achen.

Ma i n z.

Die Schiffbrücke.

So muß man sich plagen, ruft ein dicker, freundlicher Mann in einem Kasten, bis man seine 100,000 Gulden beisammen hat. Und behaglich streicht er die Kupferlinge ein, die ihm als Brückengeld entrichtet werden.

Mit wenig Schritten stehen wir auf der berühmten Schiffbrücke, und sehen die weißblauen Fluten des Rheins neben den rothgelben des Mains unvermischt hinfließen, bis sie sich in ihrem Brautbette, dem Binger Loch, im Herabfallen über Klippen, vermählen. Vor uns, mit seinem majestätischen Dome, das einst goldene Mainz, zwar nicht mehr in der Mittagssonne seines Glanzes und Glücks, aber immer noch ein prächtiger Anblick.

Mit welchen Empfindungen betritt man diese Stelle! Hier, wo zwei Hauptströme Deutschlands sich vereinigen, wie oft ist hier sein Schicksal entschieden worden! Seit der erste Dämmererschein der Geschichte auf den Spiegel des Rheins fiel, bis auf den heutigen Tag, haben Römer und Kelten, Burgunder und Hunnen, Alamannen und Franken, Deutsche und Franzosen um den Besitz von Mainz gekämpft. Und wohl war der Preis des Kampfes werth. Seine Lage, wollüstig zugleich und gefährlich, ist der Schlüssel zu Allem, was ihm im Lauf der Zeiten Hopes und Schreckliches widerfahren ist. Der Mainmündung gegenüber erschließt es das östliche Deutschland; in der Mitte zwischen der Pfalz und dem engern Rheinthal verbürgt es den Besitz der blühendsten deutschen Lande. Zu dieser theuer bezahlten militärischen Wichtigkeit fügte es im Mittelalter gleichfalls durch seine Lage im Herzen Rheinfrankens, den Glanz der ersten deutschen Bischofsmühe, sein Kurfürst war im Reich die vornehmste Person nach dem Kaiser, ja er stand über ihm, indem er ihn

wählte, krönte und nach Belieben absetzte. Jetzt, wo die Inful seinem stolzen Haupt entfiel, behielt Mainz noch drei wesentliche Geschenke der Natur: die ominöse strategische Bedeutung als erster deutscher Waffenplatz, seine Wichtigkeit für den Rhein- und Mainhandel und die üppige Lage inmitten aller rheinischen, deutschen Herrlichkeit.

Mit Mainz beginnen oder enden die meisten Beschreibungen des engern, malerischen Rheinthals; mit Mainz beginnt auch die unsere. Von vielen Hauptstraßen durchschnitten, die bedeutendste Stadt am mittlern Rhein, der selbst eine Weltstraße ist, in der Nähe von Frankfurt, Wiesbaden und Darmstadt, bildet es den meisten Reisenden gleichsam den Eingang in das Land ihrer Wünsche. Mit den genannten Städten ist es nun durch die Taunus- und Neckar-Eisenbahn verbunden, welche die Entfernungen verkürzend, ja aushebend, dieses Viereck, den besuchtesten Winkel der deutschen Erde, in eine einzige Stadt, eine Tetrapolis verwandeln.

Aber vergessen wir unsern Standpunkt auf der Brücke vor Mainz nicht. Wir sehen den Rhein einen Bogen beschreiben, indem er aus der fruchtbaren Pfalz, dem Thallande zwischen dem Donnersberg und dem Odenwald links herströmend, sich bei Mainz abermals links wendet, um dem schönen Rheingau zuzuschießen. Das im Halbkreis vom Rhein umschlossene Land des linken Rheinufers senkt sich allmählich gegen den Strom hinab und Mainz liegt nicht ganz am Fuße, sondern zieht sich zum Theil den letzten Hügel hinauf. Wohl deshalb und wegen des jenseits, doch etwas oberhalb, mündenden Mainstroms hat man die Lage von Mainz mit der von Neapel und Constantinopel verglichen. Letzterer Vergleich würde besser passen, wenn Mainz wie Castel in dem Winkel zwischen Rhein und Main, nicht diesem gegenüber gelegen wäre.

Wenn die nächsten Höhen hinter Mainz dem Blick nicht gestatten, den Donnersberg, zu dessen Departement es einst gehörte, und die waldigen Gipfel des Hunsrückens und des Westrichs zu erreichen, so ist dagegen das vom Main getheilte rechte Rheinufer flach genug, um das Taunusgebirge dem Auge nicht zu entziehen. Wir übersehen dessen ganze Kette, von den majestätischen Gipfeln des Feldbergs und Altkönigs, bis zu den niedrigeren, fast an den Rhein ziehenden Höhen über Wiesbaden, wo sich das Gebirge des Rheingaus bis zur Hallgarter Bange anschließt. Weiter können wir, wegen seiner Krümmung, den Strom und das ihn von nun an begleitende Gebirge nicht verfolgen. Aufwärts entzieht er sich dem Blicke noch früher; aber auf der linken Mainseite thront im blauen Duf der Melibocus und der Oberg im Odenwald, und noch andere Höhen dieses Gebirges ragen über das Vorland des linken Rheinufers, hinter welchem der Strom verschwindet, hoch hinaus. Und auch diese Beschränkung thut dem Panorama der Mainzer Brücke keinen Eintrag, vielmehr giebt sie dem Bilde erst Rundung und Schluß.

Nun wird es einleuchtend, daß wir die Brücke, auf welcher wir stehen, der schönen Aussicht wegen berühmt genannt haben. Der ehrwürdige Ge-

schichtschreiber des Rheinlands, Nicolaus Bogt, pflegte seine Zuhörer dahin zu schicken, damit sie sich von den Schönheiten des Paradieses, mit welchem er seine historischen Vorträge zu eröffnen pflegte, einen Begriff machen möchten. Vermuthlich sah der patriotische Mann den grünen Halbkranz des Taunusgebirges für die Umzäunung Edens an, und die vereinigten Flüsse Rhein und Main verglich er den Strömen von Milch und Honig, die durch den Garten Gottes flossen. Dann ist Mainz wohl das neue Zion, das himmlische Jerusalem in dem wieder erworbenen Paradies, und der majestätische Dom mit seinem 6 Thürmen der Hohenpriester nach der Ordnung Melchisedechs in der Stadt des Herrn. Freilich passen solche Bilder besser auf das damalige Mainz, den Sitz des ersten deutschen Kurfürsten, als auf die heutige Bundesfestung, welche man schicklicher dem Cherub mit dem flammenden Schwerte vergleicht. Möchte er es immer nur gegen den Erbfeind wenden und uns Eingeborenen des Paradieses dessen ruhigen Besitz sichern!

Berühmt ist aber die Mainzer Schiffbrücke auch durch die Werke, welche sie ersetzen sollten. Gerade unter den Schiffmühlen dort, in der Linie zwischen dem Zeughaufe, welches ihr an der Bildsäule des Kriegsgotts erkennt, und der Kirche zu Castell, werden noch bei niedern Wasserständen die Pfeiler einer alten Brücke sichtbar, deren Erbauung Vater Fuchs, der Geschichtschreiber des alten Mainz, seinem geliebten Drusus zuschrieb, welche aber nach einer später geltend gewordenen Meinung dem Trajan gehören sollte. Bei dem Wasserstand in den ersten Monaten dieses Jahrhunderts, wenn wir dasselbe schon mit dem Jahr 1800 beginnen, konnten die französischen Ingenieure 18 Pfeiler messen, außer welchen bei dem ehemals breitem Strombette dießseits noch 4, jenseits noch 3, zusammen 25 Pfeiler, gestanden haben. Jeder Pfeiler maß gegen den Strom 36 Schuh, längs dem Strom 54. Der Zwischenraum von einem zum andern betrug 64 Fuß: mithin hatte die Brücke eine Breite von 54, und eine Länge von 2500 Fuß, so daß auf 100 Fuß ein Pfeiler kam. Durch einen seltsamen Fund glaubte man die Urheber dieses Riesenwerks entdeckt zu haben. Am 5. Januar 1819 schaffte nämlich ein Casteler Schiffer bei dem ersten Pfeiler gegen Castell einen großen Stein ans Ufer, auf welchem in der Mitte eines Rahmens die Inschrift LEG. XXII. eingehauen war. Außerdem fand man ihn mit einem Opferstier und einem Capricorn, den auch sonst bekannten Feldzeichen dieser Legion, verziert. Da man nun die Legio XXII primigenia pia fidelis, welche bis zu Constantinus Zeiten am Rheine stand, mit der andern Leg. XXII Deiotariana verwechselte, welche in einer Abtheilung an der Zerstörung Jerusalems Theil nahm, also vor dem Jahre 79 nicht aus Palästina nach Mainz gekommen sein konnte, so schien wenigstens so viel gewiß, daß Drusus jene Brücke nicht erbaut haben könne, welcher sich zur Verbindung der von ihm gegründeten Festung Moguntiacum mit dem jenseitigen Castellum Drusi, dem heutigen Castell oder Cassel, einer Schiffbrücke bedient haben müsse, wie auch wir wieder damit

vorlieb nehmen. Der Legionenstein schien aber das Werk den Römern zuzuwiesen, und so schrieb man es frischweg dem Trajan zu. Nach der jetzt herrschenden Ansicht bildeten aber diese Pfeiler nur den Unterbau der hölzernen Brücke, welche Karl der Große zum Behufe seiner Sachsenkriege über den Strom schlug und der römische Legionenstein ward zufällig in die Fundamente vermauert. Eginhard, der mit der Ausführung des Brückenbaues beauftragt war, berichtet, das in 10 Jahren vollbrachte Werk habe der Ewigkeit trogen zu wollen geschienen. Dennoch ward es in 3 Stunden ein Raub der Flammen. — Die Müller haben gerade diese Stelle des Stroms, welche sie auf den Arken nennen, für ihre Schiffmühlen ausgesucht, weil zwischen den Pfeilern das hindurchdrängende Wasser ungleich stärkern Trieb hat.

Da die alten Pfeiler zu nahe beisammen stehen, als daß die auf ihnen ruhenden Bogen bei starken Eiszahrten der Gewalt des Stromes Widerstand leisten könnten, so sollte die Brücke, welche Napoleon, der dritte große Kaiser nach Trajan und Karl, an der Stelle der heutigen Schiffbrücke aufzuführen zu lassen gedachte, nur auf 16 Bogen ruhen, und die Pfeiler zugleich die Stelle von Eisbrechern vertreten. Ein anderes ihm vorgelegtes Project zu einer hölzernen Brücke verwarf er, weil er keine Brücke von Schwefelhölzern wollte, sondern ein Monument aus Granit. Sein Sturz hinderte die Ausführung. Ob aber auch diese Brücke dem Strome getrogt haben würde, wer kann es behaupten, wer verneinen? Aber schwerlich wäre sie für die Ewigkeit erbaut gewesen. So ruhig und gelassen der Rhein dort unten fließt, nicht mit reißender Eil, sondern mit so königlichem Gang, daß auf der spiegelnden Oberfläche kaum eine Welle seine Bewegung verräth, so furchtbar ist sein Ungeflüm, wenn er auf Widerstand stößt. Ganz das Symbol des deutschen Charakters, der in seiner Langmuth schwer zu erzürnen ist, aber einmal in Zorn gerathen, Alles vor sich niederwirft, hätte er vielleicht die Joche der Brücke, welche ihm Napoleon aufzulegen gedachte, nicht länger ertragen, als das deutsche Volk das seine. Herr St. Jar, der Urheber des Modells, war, als er Gelegenheit gehabt hatte, einige Eiszahrten des Rheins zu sehen, immer bedenklicher geworden. Zuletzt versiel er, um seine Brücke nur dem Eisgang des Rheins, nicht auch dem des Mains auszusetzen, bei deren Zusammentreffen sich allerdings oft grauenerregende Massen thürmen, auf einen Ausweg. Wollte er etwa die Brücke oberhalb der Mainmündung über den Rhein schlagen? Weit gefehlt. Sein Plan war, die Mündung des Mains zu verändern und diesen Strom erst unterhalb der Petersaue, der ersten jener schwimmenden Inseln, also bei Eibereich, in den Rhein zu führen, wodurch Mainz seine eigenthümliche reizende und vortheilhafte Lage eingebüßt hätte. Und so bedauern wir es nicht, daß jener kaiserliche Plan nebst manchem andern unausgeführt blieb.

Die Hauptstraßen.

Doch der Ankömmling hat keine Zeit, sich solchen Erwägungen hinzugeben; er überläßt sich nicht einmal dem Genuße des Anblicks, sondern eilt der Stadt zu, die ihn, obgleich eine Festung, doch mit offenen Thoren statt Armen empfängt. Ost und gern wird er künftig, wenn sein Aufenthalt von längerer Dauer ist, nach der Brücke zurückkehren. Ist er von kürzerer, will der mit dem Dampfschiff angekommene Fremdling vielleicht schon morgen oder in einer halben Stunde nach Worms oder Bingen, nach Frankfurt oder Alzei abgehen, so vertraue er sich meiner Führung. Ich bin nicht zum ersten Male hier, Mainz, meiner Eltern Geburtsstadt, ist mir lieb und werth, es liegt mir daran, sie aus dem Ruße zu bringen, als ob sie aus engen, krummen und winkligen Gassen bestände. Nach einem kurzen Spaziergang auf der Schiffbrücke führe ich meinen Gast dem nähern Eisenthor vorbei, durch den Thurm des Fischthors auf den Platz vor der preussischen Hauptwache und dem ältesten Theil des ehrwürdigen Doms, wo einst die zierliche Liebfrauenkirche stand, ein Musterbild gothischer Baukunst, das erst 1804 als ein Opfer der Zerstörungswuth eines modernen Herostratus, des schon erwähnten Herrn St. Bar, gefallen ist. Ihre Abtragung wurde für die Summe von 1200 Franken versteigert. Der dadurch gewonnene Raum bildet in Verbindung mit dem nun folgenden Heu-, Speise- und Fruchtmarkt, welcher letztere auch einen berühmten Namen führt, auf der Ost- und Nordseite des Doms, einen zwar nicht regelmäßigen, aber weiten länglichen Platz, der einer Straße ähnlich, den Gedanken an die berühmigten Winkelgäßchen von Mainz nicht aufkommen läßt. Den Dom zu beschauen, ist die Zeit zu kurz, ich führe den Fremden nur einen Augenblick hinein, um sein Erstaunen über die Großartigkeit dieses Baues und seinen Reichthum an Denkmälern, wodurch er alle mir bekannten Kirchen übertrifft, zu belauschen. Durch die Gotthartscapelle treten wir hinaus und gelangen durch das Gewühl des Markts auf den Gutenbergplatz, wo zwischen dem Theater und dem künftigen Stadthaus, Thorwaldsens Meisterwerk, das riesenhafte Standbild des Erfinders der Buchdruckerkunst meinen eiligen Reisenden von Neuem zu fesseln droht. Aber er reißt sich endlich los und folgt mir durch die geräumige Ludwigstraße, die einst Napoleons Namen führen sollte, nach dem Thiermarkt, der sonst Dietmark hieß, wo uns der ehemalige gräflich Wassenheimische Palast zuerst in die Augen fällt. Zwischen ihm und dem vormals gräflich Osteinischen Hof läuft die Gaugasse bergauf zu dem gleichnamigen Thor, an der Stephanskirche vorbei, von deren Thurm sich Mainz und seine Umgegend noch paradiesischer darstellen, als von der nur für den ersten Anlauf genügenden Brücke. Um zu dieser zurückzukehren, eilen wir durch die Thiermarktsstraße auf den Platz vor dem Münstertor, durch welches mein Reisender nach Bingen gelangen könnte, wie vorhin durch das

Gauthor nach Alzei. Wir wenden uns aber rechts und treten in die breite, schnurgerade Straße, die unter dem Namen der großen Bleiche fast so berühmt ist, wie die Zeil zu Frankfurt, welcher sie zwar an Opulenz nachsteht, die sie aber durch Regelmäßigkeit übertrifft. Hier wie vorher in der Thiermarktsstraße nenne ich ihm die Namen der vornehmsten Paläste, an welchen wir vorüberschreiten, und werfe mit den Namen Erthal, Schönborn, Wolf-Metternich, Dalberg, Stadion wie mit Rechenpfennigen um mich. Auf dem Platz des Obeliskenbrunnens zeige ich ihm die Bibliothek, die Gemäldesammlung und das städtische Museum, welches Alles das unter dem Namen der Bursch bekannte Eckhaus enthält oder doch enthielt, denn jetzt ist das Alles in einem geräumigen gleich zu erwähnenden Locale aufgestellt, nur im Fluge; warne ihn vor der astronomischen Uhr, deren Beschreibung und Präconisirung Niemand zur Betrachtung der Kunstschätze gelangen läßt, beschäftige sein Ohr noch eine Weile mit Incunabeln, Psalteriums, Katholikons, Motiv- und Regionensteinen, Altären, karolingischen Säulenknäusen, bis ich ihn glücklich an das galoppierende goldene Roß in Fronton der preussischen Artillerie-Caserne gebracht habe. Mit wenig Schritten stehen wir vor der Peterskirche auf dem Paradeplatz, schreiten zwischen den Resten des ehemaligen kurfürstlichen Schlosses und dem deutschen Ordenshause, dem gegenwärtigen großherzoglichen Palaste, durch, und haben nun den Rhein und die Landungsplätze der Dampfschiffe wieder erreicht, wo ich den hier ausgegabelten Traveller mit den glänzendsten Vorstellungen von den räumlichen Verhältnissen von Mainz entlassen könnte. Damit ihm aber diese nicht wieder benommen werden, wenn ich ihn seiner eigenen Führung zurückgäbe, bringe ich ihn im Hof von Holland, oder im rheinischen Hof, einem der beiden glänzenden, unmittelbar am Rhein gelegenen Hotels unter, wo Dampfschiffe, Omnibus und Retourwagen nach allen Enden der Welt zu seiner Fortschaffung bereit stehen, denn fort muß er: bei einem zweiten Besuche der Stadt möchte er in einem Winkelgäßchen stecken bleiben.

Fabeln von Mainz.

Eine andere Ehrenrettung von Mainz möge sich anschließen. Ueber den Ursprung dieser Stadt findet man in den alten Chroniken eine Menge fabelhafter Angaben, die den Namen von Sagen nicht verdienen, und die wir keiner Erwähnung werth achten würden, wenn die Erfahrung nicht zu oft lehrte, daß sich auch aus den willkürlichsten Erfindungen unwissender Mönche, wenn sie nur alt sind, immer noch etwas lernen läßt. Hoffentlich glaubt heutzutage Niemand mehr an die gefabelte trojanische Herkunft der Franken, Niemand wird auch nur im Traum versucht sein, die Erbauung von Mainz mit der Zerstörung Trojas in den nächsten Zusammenhang zu bringen. Der angebliche Trojaner Magantius, welchem Mainz Namen und Dasein verdanken

sollte, schuldet erstern, und das was er von letztem in unerleuchteten Köpfen besaß, umgekehrt erst ihm und der von Virgil dem halbgelehrten Mittelalter eingimpften Wuth, Alles und Jedes (zumal alles Fränkische) von Troja herzuweisen. Das ist, mit Schiller zu reden, der Fluch der Lüge, daß sie fortzuehend Lügen muß gebären. Troja selbst war zwar etwas mehr als Lüge, es war Sage und Poesie; aber die Gründung Roms durch Abkömmlinge des trojanischen Aeneas ist eine Lüge, die Virgil selbst vergebens bemüht war, zur Poesie zu erheben. Noch einige Grade handgreiflicher ist die Tochterlüge von dem Trojaner Franko, dem erdachten Stammvater der Franken, und so fortschreitend die Enkelin, welche Mainz von einem troischen Magantius herleitet.

Noch höher hinauf mit dem Ursprunge dieser Stadt will die andere Herleitung von Magog, einem Enkel Noahs, welche neuerdings ein Engländer unter dem viel zu stolzen Titel der Sage von Mainz aufgewärmt und mit poetisirenden Floskeln verbrämt hat. Mich wundert nur, daß man diese scharfsinnige Hypothese nicht schon zur historischen Begründung der mainzer Demagogen-Commissionen u. s. w. gehörig zu nützen wußte.

Bescheidenere als die beiden ersten scheint eine dritte Fabel, welche Mainz weder aus der Arche Noä, noch aus Trojas hölzernem Roß hervorgehen, sondern von Trier aus stiften läßt; wenn man aber weiß, wie alt das allerdings uralte Trier nach dem Mönchslatein erst ist, so ahnt man schon, daß sie der letztern wenig nachgiebt und erstere noch bedeutend übertrifft. Zweihundert Jahre vor Trojas Zerstörung soll nämlich, dieser Fabel zufolge, der aus Trier entronnene Zauberer Nequam das goldene Mainz gestiftet haben. Die Inschrift: Moguntia ab antiquo Nequam auf einem Steine, den Niemand gesehen hat, muß zum Beweise dienen. So viel scheint gewiß, daß ein Mainzer diese Fabel nicht erfunden hat, wie würde er sich sonst einen Taugenichts zum Stammvater ersen haben?

Mainz hatte überhaupt das Schicksal, von der Fabel und selbst von der ehrwürdigen Sage arg verunglimpft zu werden. Es ist bekannt, daß in allen zum Sagenkreise Karls des Großen gehörigen Gedichten Mainz in einem übeln Licht erscheint. Der Verräther Ganelon in der Ronceval-Schlacht ist ein Mainzer, aller Verrath geht auch in den spätern Liedern von Mainz aus, so daß Verräther und Mainzer zuletzt als gleichbedeutende Ausdrücke gebraucht werden. Zu besonderer Genugthuung gereicht es mir, die Ehre von Mainz gegen solche Verunglimpfungen in Schutz nehmen zu können. Ich verdanke dieß dem Wenigen, was aus den obigen Mönchsfabeln zu lernen war. Bei nochmaliger Ansicht wird man finden, daß die beiden erstern auf nichts ruhen, als auf der Aehnlichkeit des Namens Maguntia (alth. Maginza) mit dem aus der Schrift überlieferten Magog und dem erst hierzu erfundenen Magantius. Bei dem Zauberer Nequam der dritten Fabel verhält es sich nicht anders, obgleich die Namensähnlichkeit nicht sofort einleuchtet. Nun setze man aber,

was kein Bedenken hat, da die fabelnden Chroniken lateinisch geschrieben waren, statt Zauberer Magus. Nur der Name Nequam macht uns jetzt noch zu schaffen. Aber unsere bisherigen Erfahrungen führen auf die Vermuthung, daß auch er aus Mainz gebildet sei. Und so ist es in der That, nur sollte es Niemand merken, deshalb ward eine Uebersetzung ins Lateinische beliebt. Jedermann kennt die noch in Meineid fortlebende Stammsilbe *Mein*, die sonst auch für sich und in andern Zusammensetzungen, z. B. Meinthat (Verbrechen), Meinrath (Verrath) u. s. w. vorkam. Immer bedeutet sie falsch, böse, und so erklärt es sich einfach, warum Nequam (Bösewicht) der fabelhafte Stammvater der ehrlichen Mainzer ward. Ehrlich bleiben sie, weil Mainz nicht von Mein (Verrath), sondern etwa vom Main, dem gegenüber mündenden Flusse, benannt ist. Und so wird auch der Verräther Ganelon nur durch Mißverständnis zum Mainzer geworden sein. Vielleicht hatte er in den ältesten Heldenliedern, die noch deutsch gesungen wurden, einen Beinamen von Mein, Verrath, wie auch der romanische Name Ganelon (vergl. *ingannare*) auf Betrug hinweist. Dieser Name wurde, als man romanisch zu singen anfieng, nicht mehr verstanden und auf Mainz gedeutet. Mithin tragen die Mainzer, die der deutschen Sprache, wenn auch nicht immer der deutschen Sache, getreu blieben, am wenigsten die Schuld, wenn sie in den fränkischen Heldenliedern als meineidige Verräther erscheinen.

Pilatus.

Der auf dem Namen Mainz durch einen Mißverständnis hastende Matel und die oben erwähnte Verwechselung der beiden römischen Legionen, welche den Namen der XXII. führten, von welchen die eine zur Zeit der Zerstörung Jerusalems in Palästina, die andere in Mainz stand, mag es veranlaßt haben, daß die wunderliche Sage von Pilatus in Mainz localisirt wurde. Daß auch der erste Grund mitwirkte, macht eine viel spätere Anspielung wahrscheinlich. Das Gedicht auf die Ermordung Friedrichs von Braunschweig durch Mainzer Amtsleute (1400) beginnt nämlich mit den Worten:

*Regula non ficta Nequam Moguntia dicta,
Germen Pilati nunc denuo vivificati,
Sicut dum vixit iterum Christum crucifixit.*

Das dem 12ten Jahrhundert angehörige lateinisch und deutsch vorhandene Gedicht von Pilatus, auf welches hier angespielt wird, beginnt ebenfalls mit Mainz, dessen König, Namens Alus, auf einer Jagd im Gestirn gelesen habe, der günstige Augenblick sei für ihn gekommen, einen Sohn zu zeugen, der die Welt mit dem Ruhm seines Namens erfülle. Da seine Gemahlin fern ist, so schickt er seine Begleiter aus, ihm ein ander Weib zu suchen. Sie bringen eine Müllerstochter mit Namen Pila, mit welcher er einen Sohn erzielt, welcher nach dem vereinigten Namen der Mutter und des Vaters Pila-

tus genannt wird. In dem deutschen Gedicht heißt der Müller, der Vater der Pila, Utus; der König aber Tyrus. Als Pilatus erwachsen ist, wird er an den Hof seines Vaters gebracht, wo er seinen Halbbruder umbringt und von dem König als Geißel nach Rom zu Julius Cäsar geschickt wird, der eben diese Länder bezwungen hat. Auch hier verübt er eine Mordthat an dem Sohne des Königs von England und wird zur Strafe nach Pontus gesandt. Das Weitere geht in die Geschichte über und nur die Schicksale des Pilatus nach der Kreuzigung Christi sind wieder sagenhaft, gehören aber nicht hieher. Bekanntlich hat der Pilatusberg bei Lucern seinen Namen davon, daß in den See auf demselben, den er noch zuweilen als ein böser Wettergeist aufregt, des Pilatus Leichnam versenkt ward. Die kerlingische Sage von Bertha der Spinnerin und der Geburt Karls des Großen, wie sie die Weihenstephaner Chronik erzählt, scheint sich Manches aus der Pilatussage angeeignet zu haben. Möglich wäre auch das Umgekehrte, ja es ist wahrscheinlicher, denn wohl die Zeugungsstunde eines großen Mannes wie Karl, nicht die eines feigen Schwächlings wie Pilatus mögen wir uns in den Sternen geschrieben denken; auch das geben wir gerne zu, daß die sagenhafte Verrätherei der Mainzer aus der Pilatussage oder unmittelbar aus der Verwechselung der beiden Legionen entstanden sein könne. Denn nahm die XXII. Legion, welche später nach Mainz gekommen sein soll, an der Zerstörung Jerusalems Theil, so konnte sie auch schon zur Zeit der Kreuzigung Christi in Palästina gestanden haben, und der später in den westfälischen Alterthümern (Solingen 1775) geführte Beweis, daß diejenigen, welche Christum gekreuzigt und Johannem den Täufer enthauptet hätten, Westfälinger gewesen, mochte ursprünglich gegen die armen Mainzer gemünzt worden sein. In einigen Auffassungen der Pilatussage ist Mainz Hauptstadt und Utus oder Tyrus (auch Cyrus) König von Frankreich, was die Uebertragung auf Pipin, den Vater Karls des Großen, vermitteln konnte, wenn wir nicht eine Spur jenes umgekehrten Zusammenhangs darin erblicken wollen.

Das goldene Mainz.

Warum Mainz den Beinamen des goldenen führe, auch darüber sind weder die Gelehrten noch die Ungelehrten einig. Ich erinnere mich gelesen zu haben, Straßburg (Argentoratum) sei das silberne, Mainz das goldene, und Köln, das wegen seiner Schwerter berühmt war, das eiserne genannt worden. Allein Köln heißt immer das heilige, Mainz selbst soll in der römischen Zeit den Beinamen des eisernen geführt haben. Und wenn es auch mit den Epitheten der beiden andern Städte seine Richtigkeit hätte, so bliebe das goldene von Mainz noch zu erklären. Minola sagt, seit die Buchdruckerkunst in Mainz erfunden worden, habe man seinen Namen in ältern Büchern aus Dankbarkeit mit goldenen Buchstaben geschrieben. Aber er lege die Bücher

vor! Doch auch sie könnten nicht entscheiden, denn der Beinamen ist älter als die Erfindung. Das sogenannte größere Siegel der Stadt, das schon im 13ten Jahrhundert im Gebrauch war, führte die Inschrift: Aurea Moguntia romanae ecclesiae specialis filia. Die Ableitung von der vergoldeten Kugel über dem römischen Altar, der beim Drusenloch stand, so wie die von dem heiligen Bischof Aureus haben für mich wenig Verführerisches. So bleibt mir nur die letzte übrig, welche den stolzen Beinamen der Stadt von ihrem ehemaligen Reichthum, von der Pracht und dem Aufwand ihres Adels wie ihrer Geistlichkeit herleitet. Zwar bedürfte es der Erwähnung dieser Stände nicht, denn Mainz hatte im Mittelalter, ehe es seine Freiheit verlor, durch Handel und Gewerbe solche Reichthümer erworben, daß es hernach nie wieder zu gleicher Blüthe gedieh. Aber auch als es von jener Blüthe herabgesunken seine Bedeutung für den Welthandel eingebüßt hatte, durfte es sich mit dem goldenen Beinamen noch brüsten. Die Einkünfte seiner Geistlichkeit allein rechtfertigten ihn. Rechnet man die Reichthümer des Adels hinzu, der für den ältesten und reinsten in Deutschland galt, und dem in der Möglichkeit einen der Seinen auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben, zugleich der Antriebs und die Mittel zum Aufwande geboten wurden, indem es nichts Seltenes war, daß ein Erzbischof seiner Familie mehrere Millionen hinterließ, so wird man zugestehen, daß auch das spätere Mainz sich ohne Ruhmredigkeit golden nennen dürfte. Die Blüthe seines Handels in jener frühern goldenen Zeit verdankte es gleichfalls seinen Bischöfen, und mit Recht hat man gesagt, daß der Grund seiner weltlichen Größe in seiner geistlichen gelegen habe. In der römischen Zeit war es, wie jetzt wieder, nur als Festung wichtig gewesen, denn die Metropolitangewalt seiner Bischöfe, die sich auch über Worms, Speier und Straßburg erstreckte, war noch nicht zu der spätern Entwicklung gediehen. Von beiden Vorzügen brachte es durch die Verwüstungen der Hunnen, Vandalen und anderer Barbaren, welche mit der Festung zugleich die christlichen Kirchen zerstörten, nichts auf die mittlern Zeiten, ja es mußte sich eine Zeitlang unter die Metropolitangewalt von Worms schmiegen, weil es aus seinem Schutt noch nicht erstanden war, als Worms sich zur Hauptstadt des rheinischen Franzien erhoben hatte. Ein Bischof, Sidonius, war es, der unter Dagobert Mainz wieder aufbaute. Winfried, der Apostel, d. h. Befehrer der Deutschen, welcher sich den Beinamen eines Wohlthäters (Bonifacius) der Nation die er bekehrte, erwarb, dieser große Mann ward als der erste Erzbischof von Mainz ein wirklicher Wohlthäter dieser Stadt, welcher er nicht nur die Metropolitangewalt zurückgab, sondern sie zum Sitz des ersten Fürsten des Reichs erhob. Eine Reihe geistreicher und kräftiger Erzbischöfe erweiterte und befestigte nach ihm die weltliche Macht des Mainzer Stuhls. Wir nennen nur Rhaban, den seine Zeit ein Wunder der Gelehrsamkeit pries, Hatto I., seines Königs Herz und Mitregent, Willigis, den Freund der Ottonen und Verweser des Reichs während der langen

Minderjährigkeit des letzten Sprößlings des sächsischen Hauses, alle drei in der Geschichte so hervorragend, daß auch die Sage ihre Namen behielt. Von Rhaban und Hatto wird unten die Rede sein, von Willigis soll bekanntlich das Mainzer Wappen, ein weißes Rad im rothen Felde, herrühren, das aber geschichtlich über Willigis Zeiten hinaus reicht. Nach der Sage war er eines Radmachers Sohn und bediente sich aus Bescheidenheit dieses Abzeichens, das ihn an seine dunkle Herkunft erinnerte. Mit mehr Grund wird er als der erste Kurfürst von Mainz bezeichnet. Wenn auch erst in spätern Zeiten das der ganzen Nation ursprünglich zustehende Wahlrecht auf sieben Kurfürsten beschränkt wurde, so war doch schon seit Willigis der Einfluß der Erzbischöfe von Mainz, welche die Wahlhandlung als Kanzler des Reichs zu leiten hatten, so bedeutend, daß jener Ausdruck sich gar wohl rechtfertigt. Nur aus der Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Erzbischöfe von Mainz erklärt es sich, daß die ältesten Wahlhandlungen in der Nähe dieser Stadt geschahen; selbst Frankfurts Ausbildung zur Wahl- und Krönungsstadt ward dadurch begünstigt. Zwei Königsstühle, älter als jener von Rhense, befanden sich in den Umgebungen von Mainz. Auf der Grenze der Mainzer und Wormser Diocese, auf dem Lörzweiler Felde hinter dem Niersteiner Berge, stand bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts der älteste fränkische Königsstuhl, wo nach Bodmann der erste rheinfränkische Kaiser, Konrad der Salier, in jener merkwürdigen Volksversammlung gekrönt ward, welche Uhlard in seinem Herzoge Ernst, nach dem Bericht des Geschichtschreibers Wippo, so schön als getreu geschildert hat. Ihn löste der Königsstuhl zwischen Erbenheim und Wiesbaden ab, wo noch ein Theil des Feldes mit dem stolzen Namen des Königsstuhls prangt, obgleich dieser selbst längst weggerissen ist. Die Steine wurden zum Bau der nun auch zerstörten Casteler Warte verwendet, doch sollen einige merkwürdige Steinbilder, die ihn einst verzierten, sich jetzt gerettet in den Händen von Privaten befinden. Hier war es, wo der sächsische Lothar, die Hohenstaufen Philipp und Friedrich II. im Angesichte von Mainz, dessen Kurfürst die Wahl zu leiten hatte, auf den Schild gehoben und der harrenden unermesslichen Menge zur Bestätigung durch zugejauchzten Beifall vorgestellt wurden. Auf dieser magna planities inter Rhenum et Mogum, mit Arnold von Lübeck zu reden, hielt auch Friedrich Rothbart die berühmte Reichsversammlung von 1184, der Heinrich von Welsch und Guiot (Riot) von Provins bewohnten, und sein Enkel Friedrich II. 1235 einen feierlichen Reichstag. Nicht ohne Grund mochte dieser Königsstuhl in den vorbehaltenen FISCALuntergau Könighundert stehen. Jener dritte Königsstuhl bei Rhense wurde erst bei der Wahl Heinrichs von Luxemburg, auf Veranstaltung seines Bruders Balduin, Erzbischofs von Trier, in dessen Diocese erbaut, als sich Mainz das Vorrecht, deutsche Könige zu machen, von Trier entwinden ließ.

Gleich nach dem ersten Hatto besaß den Stuhl zu Mainz ein Erzbischof
Der Rhein.

mit Namen Heriger, den eines der ältesten deutschen Volkslieder feierte, das aber nur in der Mönchssprache, und auch so nur lückenhaft, auf uns gekommen ist. Wir lassen es ergänzt und in deutscher Rückübersetzung folgen:

Heriger, Bischof der Mainzer Kirche,
Hört einen falschen Propheten pralen,
Er habe Himmel und Hölle durchwandert.

Und von der Hölle zuvörderst macht' er
Diese Beschreibung: sie liege nach allen
Seiten von dichten Wäldern umgürtet.

Heriger lachend gab ihm zur Antwort:
Nach diesen Wäldern soll mir der Sauhirt
Die magern Ferkel zur Mastung treiben.

Noch sprach der Lügner: „Erhoben ward ich
Zum Himmelstempel: da sah ich Christus
Bei Tafel sitzen und fröhlich schmausen.

„Mundschenke war ihm Johann der Läufer,
Köstlichen Weines Becher kredenzte' er
Allen berufenen Heil'gen des Himmels.

„Aber für Speise sorgte St. Peter,
Und in der Küche herrscht' er gewaltig
Ueber die Kessel, Pfannen und Töpfe.“

Heriger sagte: „Klüglich zum Schenken
Hat den Johannes Christus geordnet,
Da dieser Heilige gar keinen Wein trinkt.

„Aber das lügst du, daß du St. Petern
Meldest den Köchen zum Haupt geordnet,
Denn Pfortner ist er des hohen Himmels.

„Doch sage, mit welchen Ehren empfiegn dich
Der Gott des Himmels? sprich, wo du saßest?
Und laß uns wissen was du dort aßest?“

Sprach der Betrüger: „In einem Winkel
Nahm ich den Köchen ein Stückchen Lunge:
Das aß ich heimlich und schlich von dannen.“

Heriger ließ ihn greifen und binden
Und gleich am Schandpfahl öffentlich fläupen,
Ihn also scheltend mit harten Worten:

„Wenn dich an seinem Tische der Heiland
Will tranken und speisen, Schändlicher,
kannst Du

Nicht bei dir halten die langen Finger?“

Herigers Regierung fällt in das erste Viertel des 10ten Jahrhunderts und das Gedicht ist schwerlich viel später. J. Grimm, der uns in dem letzten seiner in Göttingen geschriebenen Werke damit beschenkt, bemerkt dabei, man könne sich kaum denken, daß der Erzbischof den Spaßvogel wirklich fläupen ließ. Allein die Strafe trifft keinen Spaßvogel, sondern einen falschen Propheten, einen Betrüger und Volksverführer, dem man sie wohl gönnen mag. Solcher Gesellen hat es zu allen Zeiten gegeben und jetzt giebt es ihrer mehr denn je. Sie verrathen sich heute wie damals durch Rohheit und ungeläuterte, heidnische, das Volk freilich ansprechende Vorstellungen vom Reiche Gottes. Möge ihnen überall ein Heriger in seiner verblutigen Weise das Handwerk legen.

Die goldene Luft.

Die naheliegende Vermuthung eines Zusammenhanges des goldenen Mainz mit jener Stadtgegend, welche ihrer hohen und gesunden Lage wegen noch heute den schönen Namen der goldenen Luft führt, wird durch nichts bestätigt. Weniger zweifelhaft ist der Bezug der goldenen Luft auf den römischen vicus salutaris. In den Römerzeiten war nämlich die bürgerliche Stadt nach dem Beispiele Roms in vier Quartiere (vicos) getheilt. Jeder vicus

hatte seinen eigenen Schutzgott. Die Lage des vicus salutaris, welcher dem Jupiter und der Juno geweiht war, glaubt man wegen des entsprechenden Namens in der heutigen goldenen Luft zu finden. Was von dieser die Sage erzählt, möge uns Rückert berichten:

„Zu Mainz ist eine Straße
Die goldne Luft genannt.
Als einst von Gasse zu Gasse
Die Pest die Stadt durchrannt
Und was darin gewohnt
Hinraffte in die Gruft,
Da blieb allein verschonet,
Sagt man, die goldne Luft.

Und als die giftigen Lüfte
Vertrieb der goldne Hauch,
Erheiterten die Grüste
Der Stadt sich wieder auch.
Ausgoß von dort allmählich
Sich neue Bevölkerung
Und füllte bald unzählig
Die Stadt mit Alt und Jung.

So ward mir jüngst erzählt
Von einem, den ich mir
Zum Führer hatt erwählt;
Der zeigte mir die Bier
Der Stadt, die alterthümlich,
Einst Deutschlands Schutz und Wall,
Jetzt wieder pranget rühmlich
Nach des Tyrannen Fall.

Die Pest, die hier gehaust,
Wem ist sie nicht bekannt?
Sie ist es, die durchgrauset
Das ganze deutsche Land.
Verschont ist nichts geblieben
Von ihrem Morderduft,
Bis daß sie ward vertrieben
Von goldner Freiheit Luft u. s. w.

Stephansthurm.

Was könnten wir Besseres thun als uns sofort in die goldene Luft zu begeben und so hoch in ihr empor zu steigen als möglich? Die Mittel dazu bietet uns der 210 Fuß hohe Thurm der Stephanskirche, die unweit der goldenen Luft auf dem höchsten Punkte der Stadt liegt. Wir lassen uns durch die Kirche unter ihm nicht aufhalten, obgleich Willigis sie gestiftet hat, der auch in ihr begraben liegt, und dessen glockenähnliches Messgewand sie als eine unschätzbare Reliquie bewahrt. Um gleich auf den Thurm zu gelangen, ziehen wir unten an einem niederhängenden Seile, worauf der herabgeworfene Schlüssel uns dessen Thüre erschließt. Nach mühsamen Steigen tritt uns oben aus der Wohnung des Thürmers ein Greis mit langem weißen Barte entgegen. Er ist kleiner Statur, von feinen verständigen Zügen, und indem wir mit Recht den Thürmer in ihm vermuthen, freuen wir uns im Voraus der Erläuterungen, die wir von ihm über das Panorama seines vierzigjährigen Aufenthalts erwarten. Die Freude ist aber zu früh, er kam nicht uns zu empfangen, er flüchtete aus dem Gemach, in das wir eintreten sollen, um sich in einem andern zu verschließen und nicht wieder zum Vorschein zu kommen. Man führt uns in eines der vier Zimmer des Thurms, dessen seltsame Ausstaffierung zu der abenteuerlichen Erscheinung seines ausgewichenen Bewohners vollkommen stimmt, denn es ist von der Decke bis zum Fuß mit vergilbten, ja vom Rauch geschwärzten Kupferstücken, Holz-

geschnitten und Silhouetten besteckt und nur einige wenige Oelgemälde unterbrechen diese noch immer hinlänglich bunte Tapete. Alle diese Darstellungen beziehen sich auf die Geschichte von Mainz und vergegenwärtigen bald seine Burgen, Kirchen und Klöster, bald seine Prälaten, Staatsmänner und Gelehrten. Wie dieses sind auch die übrigen Thurmzimmer verziert. Der menschenfeindliche Thürmer hat sich in ihnen kleine Museen errichtet, die gewaltig nach Fausts Studierstube schmecken. Hätte er einige Jahrhunderte früher gelebt, so wäre er ohne Gnade verbrannt worden, obgleich er auf dieß Schicksal, der Region der Blitze so nahe, auch noch heutzutage gefaßt sein muß. Aber Gott bewahre unsern lieben Thürmer, der schon viel Böses erfahren haben muß, wenn nicht vom Himmel, doch von den Menschen, vor einem so tragischen Ausgang. Solcher Erfahrungen willen hat er sich vielleicht von jenen zurückgezogen und bei diesem Zuflucht gesucht. Es heißt zwar, wer die Menschen lieben lernen wolle, der müsse sie fliehen; kein Wunder aber, wenn die langjährige Befolgung dieses Rathes unsern Greis nicht leutseliger gemacht hat. Schien ihn doch der Haß der Menschen auch in seine erhabene Zurückgezogenheit verfolgen zu wollen. Wie manches Bombardement hatte er hier oben zu überstehen, wie manche Kanone mag ihre Mündung gegen seine Einsiedelei gerichtet haben! Sollte nun auch der Himmel noch Flammen gegen ihn schleudern?

Am wenigsten hätte ich Ursache ihm Böses zu wünschen, da er gegen mich, als ich zum andern Mal den Stephansthurm besuchte, seiner Thürmerpflicht vollkommen genügt hat. Seinen Mittheilungen über die herrlichen Landschaften, die seine Thurmsfenster zeigen, und den geschichtlichen und sagenhaften Erinnerungen, die er daran knüpfte, gebe ich in dem Folgenden Stimme, bitte aber, die etwa mitunterlaufenden Irrthümer und Verwechslungen meinem schwachen Gedächtniß zu Gute zu halten. Denjenigen, welchem es nie vergönnt war, aus den Fenstern des Stephansthurms niederzuschauen, verweise ich auf das Panorama von Mainz, welches ein trefflicher Künstler, Herr von Klein, in vier großen Blättern, von diesem Standpunkt aus gezeichnet, in Zink hat ausführen lassen.

Gründung von Mainz.

Das erste Fenster, an welches wir treten, hat die südwestliche vom Rhein abgekehrte Richtung nach dem Innern des Landes. Links sieht man die aus dem Gauthor tretende Alzeier Straße, die auch Napoleons Namen trägt, die Felder durchschneiden, rechts läuft eine andere nach Ingelheim und Bingen. Gradaus hat man Biegenheim vor sich; das nähere Zahlbach verbirgt sich in dem Thale der Lei. Wir eröffnen nun das Fenster und blicken ins Freie. Ein belebender Strom köstlicher goldener Luft quillt uns entgegen. Rechts dehnt sich der nun erweiterte Gesichtskreis bis tief in das Rheingau aus. Zu

unsern Füßen sehen wir den innerhalb der Stadtmauern liegenden Kästricher Weinberg, unter ihm eine neu entstandene glänzende Häuserreihe, der Kästrich genannt. Den Wein, welcher in jenem, auf klassischem Boden, gewonnen wird, schätzt man dem Hochheimer gleich. Dasselbe hört man von dem Gewächs des Jacobsberges unter der Citadelle versichern. Immer wird aber die Dombachanei, die beste Hochheimer Lage, ausgenommen.

Daß der Kästrich, begann mein Cicerone seinen Vortrag, von Castrum seinen Namen hat, darf wohl nicht bezweifelt werden. Bei der Anlegung der Josephschanze stieß man hinter ihm auf die doppelten Gussmauern einer Seite des römischen Castrums; bei der Anlegung der Citadelle und bei ähnlichen spätern Arbeiten hatte man die Fundamente der entgegengesetzten südöstlichen Seite in der Erde gefunden. Durch diese und andere Entdeckungen ist man in den Stand gesetzt, die Lage des im länglichen Viereck erbauten Castells, welches Drusus vor fast 2000 Jahren hier gründete, zu bestimmen. Seine nordöstliche, gegen den Rhein gerichtete Seite lief durch die Gebäulichkeiten der Kirche, auf deren Thurm wir stehen; die entgegengesetzte fiel ganz außerhalb der heutigen Stadt in die Acker und Weinberge. Dieß von Drusus erbaute Castellum dürfen Sie aber nicht mit der bürgerlichen Stadt, dem Municipium verwechseln, welches durch spätere Ansiedelungen zwischen dem Castell und dem Rhein entstand und sich vom Jacobs- und Stephansberg bis hinab in die Nähe des Rheins zog.

Daß vor den Römern schon eine celtische Niederlassung hier gestanden habe, darf man wenigstens nicht mit Vater Fuchs aus der ersten Silbe des Namens Maguntiacum schließen wollen, denn sie ist schwerlich jenes magus, mit welchem so viele celtische Ortsnamen endigen. Mainz hat seinen Namen von dem Main, der einst Wagon oder Mogon geheißen haben mag. Der jenseits mündende Main war es ja, welcher den Drusus bewog, gerade hier das letzte und stärkste seiner 50 Castelle zu gründen. Seinem Laufe pflegten die germanischen Völker, welche Gallien bedrängten, zu folgen, und das seiner Mündung gegenüberliegende Ufer war daher ihren Angriffen am meisten ausgesetzt. Daß die Germanen schon damals im Begriff waren, Gallien mit zahllosen Scharen zu überschwemmen, beweist außer dem Heerzuge Ariovists auch der dem überrheinischen Lande schon unter August beigelegte Name germania, welches in das erste und zweite, *prima et secunda*, zerfiel. Mainz war bekanntlich die Hauptstadt des ersten Germaniens. Wo der gute Vater Fuchs wohl den Kopf hatte, als er schrieb, August habe, indem er das celtische Uferland Germanien nannte, sich nur mit der Ehre brüsten wollen, Germanien zur römischen Provinz gemacht zu haben, da er doch auf derselben Seite das Zeugniß des Dio Cassius anführt, der ausdrücklich meldet, das celtische Land um den Rhein sei darum Germanien genannt worden, weil es die Germanen, die er freilich auch für Celten hielt, als Colonen in Besitz genommen hätten. Auch ist die Frage, ob ein so plumper Kunstgriff, der sich

wohl für den Caligula oder den Claudius geschikt hätte, dem August zuzutrauen sei?

Ghe wir dieses Zimmer verlassen, werfen Sie einen Blick auf die hier an der Wand hängende Zeichnung. Sie stellt das von Drusus erbaute Castellum Mogontiacum mit seinen Thürmen und Thoren dar. Es bildet ein längliches Viereck, dem planlosen Polygon des Vater Fuchs sehr unähnlich. Die mindestens 10 Fuß hohen, doppelten, in der Mitte mit Schutt und Mörtel ausgefüllten Mauern hatten eine Dicke von 15 Schuh und waren nach außen mit den stärksten Quadern bekleidet. Am sogenannten Altwieberggraben bei der Citadelle sind die Doppelmauern noch jetzt sichtbar. An den vier Ecken des Castells, so wie an dessen Langseiten, standen in der Entfernung eines Pfeilschusses von einander halb ausspringende Thürme, von welchen herab die mit Mauerbrechern anrennenden Feinde zum Rückzug genöthigt wurden. Außerdem sehen Sie in jeder der vier Mauerseiten ein Thor angebracht, je zwei einander gegenüber. Alle römischen Festungen hatten vier Thore. Das erste, die porta praetoria, war gewöhnlich gegen den Feind gerichtet, und so finden Sie es hier in der dem Rhein zugekehrten Langseite des Castells. Ihm gegenüber lag auf einer Anhöhe, von der sich die ganze Gegend übersehen ließ, die porta decumana. Die beiden andern, welche nicht in der Mitte der Flanken, sondern der Rheinseite näher standen, die eine rechts, die andere links von der prätorischen, hießen porta principalis dextra und p. p. sinistra. Principales wurden sie genannt, weil die Hauptheerstraße, welche von den Alpen nach dem Nordmeer zog, hindurchlief.

Die zahlbacher Wasserleitung.

Als die Urheberin dieses gewaltigen Werks, als die Gründerin von Mainz, ist die 14te Legion anzusehen, welche unter Titus, der die Standquartiere veränderte, von der 22sten abgelöst wurde. *) Wenn man die Arbeiten betrachtet, durch welche sie sich in unserer Gegend ewige Denkmale gestiftet, so muß man über die Anstrengungen erstaunen, welche damals dem Krieger auch in Friedenszeiten zugemuthet wurden. Der Bau des Castells ist es nicht allein, man muß das jenseitige Castellum Drusi, die Anlage der Heerstraßen, die man mit Recht zu den Weltwundern gezählt hat, und die zahlbacher Wasserleitung, vielleicht auch die erste Gründung der Castelle und Verschanzungen an der Nida und am Taunus hinzunehmen. Was die Wasserleitung betrifft, so bedauere ich über Alles, sie Ihnen nicht zeigen zu können. So beschwerlich die Höhe, die ich bewohne, zu ersteigen ist, so wünschte

*) Anderer Meinung ist freilich Rettberg, der die 14te schon unter Claudius nach Britannien ziehen, die 22ste seit dem Tode des Nero am Rhein stehen läßt.

ich doch, der Stephansthurm wüchse noch um einige hundert Fuß, damit wir über den Finzen- und Stahlberg hinweg die gewaltigen Pfeiler des Attachs, wie der alte Mainzer die Wasserleitung nannte, erblicken könnten. Da es nicht anders ist, führe ich sie auf diesem Plan von Mainz und seinen Umgebungen aus dem Gauthor zwischen der Philippschanze und der doppelten Tenaille durch. In der Nähe von Zahlbach verlassen wir den Fahrweg und folgen einem Fußpfade, der links bergan läuft und durch ein Akazienwäldchen führt, in welchem wir römische Grabsteine an dem Ort ihrer Auffindung, dem Begräbnißplatz der Legionäre, aufgestellt finden. Die wichtigern hat man in die städtische Bibliothek gebracht. In Zahlbach steigen wir wieder hinab und sehen dieß Dorf im Thale der Zeibach zwischen zwei Hügeln liegen, dem nördlichen, von welchem wir kommen, und dem südlichen, der von den Ruinen der Wasserleitung gekrönt wird. Indem wir uns diesen nähern, gelangen wir auf die andere zahlbacher Straße, welche von dort an den wenigen Ueberresten des ehemaligen dahlheimer Jungfernklosters und dem heutigen Kirchhof vorbei durch das Münfterthor wieder in die Stadt führt. Der Ort, wo einst Dahlheim stand, ist in der mainzer Geschichte vielfach berühmt. Er hieß das heilige Thal, von den Märtyrern, die hier die Wahrheit des christlichen Glaubens mit ihrem Blute bezeugten. Der heilige Crescenz, nach der Tradition ein Schüler des Apostel Paulus und erster Bischof von Mainz, wurde hier, ohnweit des Richtplatzes, wo er gelitten hatte, von den Gläubigen zur Erde bestattet. Ueber seinem Grabe erbauten sie später, als der Sieg des Christenthums entschieden war, die erste große Kirche zu Ehren eines andern Märtyrers, des heiligen Hilarius, den man auch zu unsern ältesten Bischöfen zählt. Doch um Sie nicht aufzuhalten, so sehen Sie, ehe noch Dahlheim erreicht ist, 62 Pfeiler, immer einen höher als den andern, die letzten 30 Fuß hoch, auf die Straße anlaufen. Die andern jenseits der Straße, die zum Theil noch höher waren, sind weggeschafft worden. Auch die übrig gebliebenen finden Sie leider der sie verbindenden Bogen, so wie der Bekleidung mit starken Quadern beraubt, welche letztere die Landleute ausgebrochen und zu ihren Wohnungen verwendet haben. Die Quelle, welche die zahlbacher Wasserleitung dem römischen Castrum zuführte, springt zwischen Finten und Heidesheim, und das Landvolk nennt sie noch heute den Königsborn. Von dort gieng ein Canal unter der Erde her, der erst am Fuß des Fintener Berges zu Tage trat und nun auf jenen Pfeilern weiter fortgeführt ward, die, wie das Thal sich vertiefte, immer höher werden mußten. In der größten Tiefe sollen sie 128 Fuß hoch gestanden haben, daher mit Recht behauptet worden ist, diese zahlbacher sei die höchste unter allen römischen Wasserleitungen wenigstens in jenen Bogen gewesen, die bei Dahlheim über den Wildgraben gesprengt waren, denn hier übertraf sie die berühmte zu Segovia um 26 Fuß.

Den alten Streit, ob dieß Riesenwerk unternommen worden, um dem Castell gutes Trinkwasser zuzuführen, oder um den Provinzialen Roms Macht

und Größe zu zeigen, vielleicht gar nur um die Legionen zu beschäftigen, will ich nicht entscheiden. Wollte man das Heer in der Thätigkeit erhalten und seine Erschlaffung verhüten, so ist dieser Zweck, wie es scheint, vollkommen erreicht worden. Dieselbe Legion, welche nach dem Zeugniß der dabei gefundenen Ziegeln und Steine die Wasserleitung erbaut hat, ward hernach die Ueberwinderin Brittanniens. Ob unsere Soldaten, die im Frieden die Zeit mit Puz- und Schwenkübungen hinbringen und während sie das Mark des Landes verzehren, nicht einmal eine Hand rühren, wenn dicht bei der eigenen Caserne Feuer ausbricht, ob diese verweichlichten Müßiggänger sich im Fall eines Krieges plötzlich in Helden verwandeln werden, müssen wir abwarten. Doch wünschen Sie vermuthlich noch recht lange darüber in der Ungewißheit zu verbleiben. Freilich hat diese Frucht unserer Cultur und Humanität auch ihre guten Seiten. Wir muthen jetzt verurtheilten Verbrechern solche Frohndienste nicht zu, wie sie der römische Miles ohne Murren übernahm. Unsere Soldaten brauchen keine Ziegel zu backen und keine Wasserleitungen zu bauen; sie werden aber auch Britannien nicht überwinden.

Der Eigelfstein.

Nach dieser Herzensergießung führte mich der Greis über den Flur seiner Wohnung in das zweite Thurmzimmer, dessen nach Südosten gerichtetes Fenster eine Aussicht von überraschender Schönheit darbot. Zwar macht sich jene allmählich ansteigende beackerte Fläche, welche den Namen Hechtsheimer Berg führt, in der Nähe so breit, daß der Blick in das obere Rheinthäl zu dringen verhindert wird. Sie entzieht ihm selbst das benachbarte Weissenau, dessen Kirchthurm allein noch sichtbar bleibt. Aber über dem Hechtsheimer Berge schiebt sich das viel entferntere Gebirge der Bergstraße und des Odenwaldes mit seinen blauen Gipfeln im Halbkreis vor, und das von der Wendung des Stromes getäuschte Auge wähnt es größtentheils, gleich den Vogesen und dem Donnersberg, auf der linken Rheinseite belegen. In der Fläche fragte ich zuerst nach Darmstadt. Um es zu finden mußte ich mich, von dem Thurm der weissenauer Kirche ausgehend, links halten. Bei der ganz durchsichtigen Luft ward es dem unbewaffneten Auge völlig erkennbar. Zunächst schließt sich das gerauer Ländchen an, mit Groß- und Klein-Gerau, dann Eribur, dessen Kaiserpalast wir noch öfter zu erwähnen haben, zuletzt der vielfach gewundene Main mit den besetzten Inseln vor der Mündung, dem röthlich strahlenden Kostheim am Ufer und höher, gleichsam schwebend auf seinem weintriefenden Hügel, das selige Hochheim. Unmittelbar uns zu Füßen lag auf dem Jacobsberge die Citadelle, welche mein Führer nach ihrem ersten Erbauer wohl auch die *Schweikardshurg* nannte, so wie ihm der Eigelfstein, der als stumpfer Thurm auf der Spitze des Forts steht, für gewöhnlich der *Drusus* hieß. Weiter lagen noch innerhalb des alten römischen Castells.

Die Schweikardsburg bildet ein Viereck mit zugespitzten Winkeln. Wir können sie mit ihren vier Bastionen und den im innern Raum stehenden Gebäuden, von welchen das größere, neuere der österreichischen, die kleinern, welche noch Reste des jacobssberger Klosters sind, der preussischen Besatzung dienen, so genau übersehen, daß wir es später nicht nöthig finden würden, eine Erlaubnißkarte zu ihrem Besuche zu lösen, wenn nicht der Eigelstein, dieses räthselhafte Alterthum, eine Besichtigung in der Nähe verdiente. Ueberdies wird man durch die reizende Aussicht, welche diesem Berge schon früh den Namen *mons speciosus* erwärb, für die Mühe mehr als reichlich belohnt. Einstweilen verlassen wir aber unsern Standpunkt am zweiten Fenster des Stephansthurms um so weniger, als eben der ehrwürdige Thürmer den Faden seiner Mittheilungen wieder aufnimmt.

Als sich Drusus durch die Befestigung von Mainz im Rücken gesichert hatte, unternahm er seinen letzten Heerzug in das jenseitige Germanien. Bis an die Elbe drang er vor, mehrmals versuchte er vergebens, hinüber zu setzen, zuletzt mußte er sich zurückziehen. Denn ein Weib von mehr als menschlicher Gestalt begegnete ihm und sprach: Drusus, wohin noch reißt dich deine unbegrenzte Begierde? Das Schicksal vergönnt dir nicht, dieß Alles zu schauen. Kehre um, du stehst am Ziel deiner Thaten und deines Lebens! Durch diese Erscheinung erschreckt, brach er mit dem Heere auf und zog in Gilmärschen dem Rheine zu. Aber in der Wetterau stürzte er mit dem Pferde, brach den Schenkel und starb am 30sten Tage. Tribunen und Centurionen trugen den entseelten Helden erst nach Mogontiacum, dann nach Rom, wohin ihn Tiber im härtesten Winter zu Fuß begleitete. Wie hier sein Leichenbegängniß gefeiert wurde, kümmert uns nicht, wohl aber was zu seinem Gedächtniß in Mainz geschah. Von zweien Denkmälern, welche ihm die öffentliche Dankbarkeit widmete, hat man gewisse Kunde. Sie sind bis auf unsere Zeit gekommen und erst neuerlich verschwunden. Von einem dritten, das noch unerschütterlich fest steht, ist es zweifelhaft, ob es zu seiner Ehre errichtet ward. Das erste, der einst an der Bockspforte eingemauerte viereckige Denkstein, zeigte den Feldherrn in Lebensgröße halb erhaben ausgehauen, ganz geharnischt, mit zurückgeschlagenem Kriegsmantel, eine Stierhaut über dem Kopf, den Spieß in der Rechten, in der Linken den Schild. Auf jeder der vier Seiten las man die Worte: *In memoriam Drusi Germanici*. Das zweite war der dreieckige Altar, der einst bei dem sogenannten Drusenloch an der decumanischen Pforte stand. Das dritte endlich, den Eigelstein, sehen Sie hier vor sich. Eine ziemlich constante Tradition versichert, es sei ein Denkmal des Drusus, aber entscheidende Zeugnisse fehlen. Im Mittelalter wußte man allerlei Fabeln von ihm zu erzählen, z. B. ein heidnischer König habe an die Auferstehung und das jüngste Gericht nicht glauben wollen, und auf seinem Todesbette befohlen, einen solchen Berg auf sein Grab zu setzen, daß er so leicht nicht heraus könne. Eine Variation dieser Sage giebt dem heidnischen König den Namen

Eigel, den, wie ich höre, auch der nordische Tell, ein fabelhafter Schütze*) geführt haben soll, auf den deshalb ein gewisser Mone das Denkmal beziehe. Eine andere Fabel, welche die römische Zeit und die der Kreuzzüge vermengt, berichtet, ein König, Namens Aureolus, dem Agrippa verwandt, sei bei einem Sturm auf Sidon tödtlich verwundet worden und zu Worms gestorben. Die Mainzer, deren Wohlthäter er gewesen, hätten darauf Sidon erobert und große Steine von dessen Burg zu Schiff heimgebracht, aus welchen sie den Eigelstein zu Ehren des Königs erbaut hätten. In allen diesen Ueberlieferungen erscheint der Eigelstein immer als ein Grabdenkmal, und dieß ist wohl Alles, was man daraus entnehmen kann, wenn man nicht auch darauf Gewicht legen will, daß jener König nicht Eichel, sondern Eigel hieß.

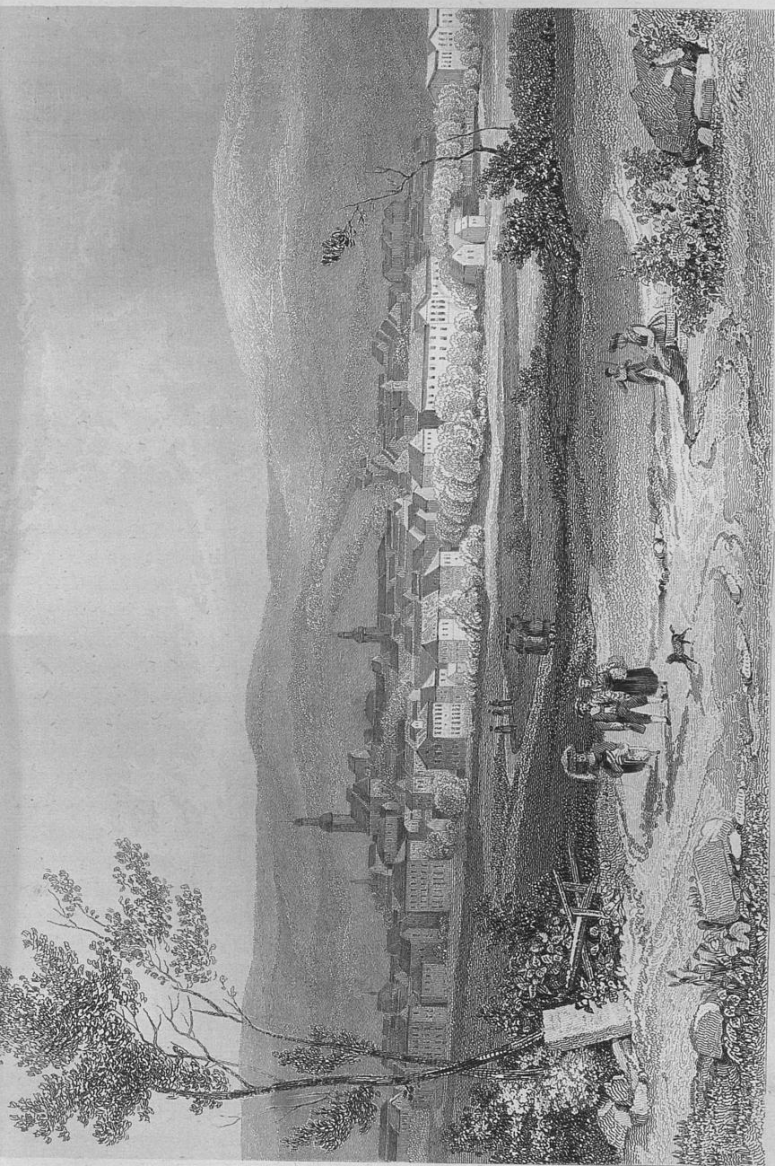
In der That glaube ich, wenn es mir erlaubt ist, den Erzähler zu unterbrechen, sollte man das Denkmal Eigelstein, nicht Eichelstein heißen. Jenen Namen führt auch zu Köln ein uraltes Stadthor. Das dritte Denkmal, das hier in Betracht kommt, ist das bei Ygel, in der Nähe von Trier, dessen römischer Ursprung, wie des unsern, unzweifelhaft ist. Hier erhebt sich nach Goethe über dem Ganzen ein Adler (?), den Ganimed entführend, als ein Sinnbild der Unsterblichkeit, wodurch es sich gleichfalls als ein Grabdenkmal zu erkennen giebt. Auch bei unserm Eigelstein vermuthet man, daß einst ein Adler seine Spitze geziert habe, und wenn er wirklich einem Verstorbenen zu Ehren errichtet wurde, wie es fast gewiß ist, so wird der bei Apotheosen gebräuchliche Adler nicht gefehlt haben. Die Namen Eigel und Ygel von Aquila, oder dem gleichbedeutenden deutschen Agila**) abzuleiten, hat wenig Bedenken, und man braucht das französische Aigle nicht zur Hülfe zu rufen. Eine andere Herleitung habe ich in der Vorrede zum Drendel*** gegeben, dessen Vater, König von Trier, gleichfalls Eigel hieß. Die Ableitung von Eichel, weil der Thurm einst eine eiförmige Zurundung gehabt und einer Eichel geglichen habe, scheint gesucht, da, die Zurundung zugegeben, die Aehnlichkeit mit der Eichel doch keineswegs nahe liegt. Auch ist die Wortform „Eichel“ statt Eigel, welches die Sage und die Analogie der kölnen und trierer Denkmale verbürgt, wohl erst in Folge der gelehrten Hypothese in die mainzer Mundart gekommen.

Nur die innere Gussmauer des Eigelsteins, fuhr der Thürmer fort, hat sich erhalten; die Bekleidung mit starken Quadern ist, wie bei den Pfeilern der Wasserleitung, verschwunden. Eine thurmartige Aushöhlung hatte er ursprünglich nicht, erst der Kurfürst Anselm Franz von Ingelheim ließ durch seine Mitte eine starke Wendeltreppe brechen, durch die man hinaufsteigen und die herrliche Aussicht genießen kann.

*) Vgl. Wieland der Schmied, in meinem Amelungenliede. Stuttg. u. Tüb. 1843.

**) Vgl. Hermann Müller: Die Marken des Vaterlands. Bonn, b. Weber. S. 214.

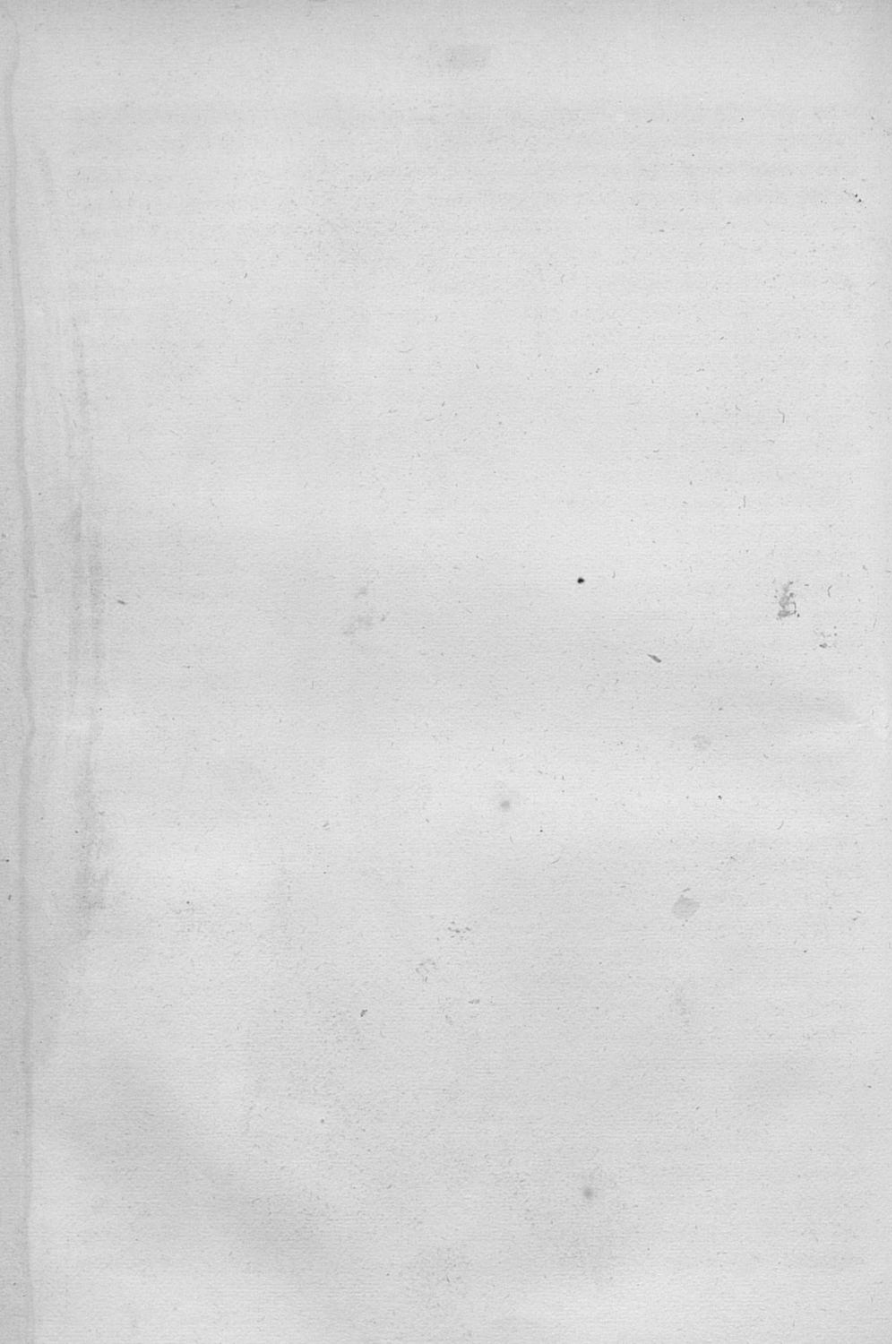
***) Der ungenährte Rock oder König Drendel. Stuttg. u. Tüb. 1846.



Geogr. v. C. Frommel

Frommel & Winkler sculp.

WIESBADEN.



Spätere Römerwerke.

Nach den Zeiten des Drusus sah man bis auf die des Trajan und seines Nachfolgers Hadrian kein wichtiges Römerwerk in unserer nächsten Umgebung entstehen. Unter Trajan wurde von der XXII. Legion die steinerne Brücke über den Rhein gebaut, deren Pfeiler noch der Gewalt des Stromes trogen. Auch ließ er dort auf der linken Mainspitze das sogenannte monumentum Trajani anlegen, dessen Fundamente die Schweden wieder auffanden, als sie daselbst ihre Gustavsburg anlegten, die auch Pfaffenraub genannt wurde, weil sie daraus gebaut war. Die aufgefundenen römischen Denksteine ließen sie an der Pforte einmauern. Man behauptet auch, aus den Trümmern der Trajansfeste hätten die Karolinger das Palatium Ruffein erbaut, aus dem später das jenseitige Klostheim hervorgegangen sei. Endlich ließ Trajan die von Drusus und seinem Sohn Germanicus begonnene Verteidigungslinie gegen die Ratten, welche von der Rida über den Taunus lief und unter dem Namen des Pfalgrabens bekannt ist, durch den Odenwald bis zur Donau fortführen. Zwischen ihr und dem Rhein lagen bekanntlich die decumatischen Felder. Hadrian erweiterte und befestigte den Pfalgraben noch mehr, so wie er auch die Festung Mainz durch 2 vorgeschobene Castelle, Castellum superius und inferius, deckte. Jenes lag dort bei Weissenau, dieses bei dem heutigen Hauptstein vor dem Münsterthore. Um diese Zeit entstand auch die bürgerliche Stadt, welche theils von Römern, theils von Deutschen bewohnt war; letztere nannte man nach der Gegend, aus der sie eingewandert waren, cives taunenses. Eben so bildete sich unter dem Schutze des jenseitigen Castellum Drusi eine Ansiedelung der über dem Taunus noch unbezwungen wohnenden Mattiaken, welche den urkundlichen Namen Civitas Mattiacorum erhielt. Sie scheint die Hauptstadt derjenigen Mattiaken gewesen zu sein, welche diesseits des Pfalgrabens die Herrschaft der Römer anerkannten, wenigstens deutet darauf ein von Prof. Nic. Müller beschriebener, hernach leider zu den Fundamenten des Forts Montebello verwendeter Botisstein, welchen die Bürger von Wiesbaden (cives wisinobates) für das Gemeindegliück des Staates von Mattium bei der Civitas Mattiacorum, dem heutigen Castell, Mainz gegenüber, errichteten.

St. Alban.

Der hechtsheimer Berg, den man hier ganz übersieht, war der Exercierplatz der römischen Soldaten. Da, wo jetzt der von Weissenau ausgehende Fahrweg die neue hechtsheimer Straße erreicht, stand einst die Meta ludorum, das Ziel ihrer kriegerischen Uebungen und Spiele. In der christlichen Zeit ward dort die heil. Kreuzkirche erbaut, wie im obern Castell bei Weissenau

das Victorstift entstand. Zwischen Heiligkreuz und Weissenau war der Campus Martis, das Marsfeld, auch wohl Marsberg genannt, der hernach in den Märtyrerberg umgetauft wurde, weil bei den hier gefeierten Quinquennalfesten die Christen, welche für das Wohl des Kaisers den Götzen zu opfern weigerten, als Feinde des Kaisers und der Götter dem Muthwillen der Soldaten Preis gegeben und grausam getödtet worden waren. Hier stand im Mittelalter die von Karl dem Großen gegründete, altberühmte Abtei St. Alban, von der Sie nun hören sollen.

Die Legende berichtet, St. Alban sei um die Zeit, wo der Mainzer Bischof Auräus durch die kezerischen Arianer von seiner Herde genommen wurde, in Gesellschaft des heiligen Theonestus hier angelangt. Ihn trieb der Eifer für den Sieg des wahren Glaubens, dem zu Liebe sein dritter Gefährte Ursus schon in Savoyen den Martertod erlitten hatte. In Mainz ward er auch ihm zu Theil. Unterhalb der Stadt, in dem sogenannten Gartenfelde, welches sich Ihnen aus dem diesem entgegengesetzten vierten Fenster zeigen wird, enthaupteten ihn die Arianer, die seiner Beredsamkeit keine bessern Gründe entgegenzusetzen hatten. Nach der Sage soll St. Alban sein abgeschlagenes Haupt selbst aufgehoben und durch die Stadt nach dem so eben beschriebenen Mars- oder Marterberge getragen haben, nachdem er bei der sogenannten Albansruhe eine kurze Rast gehalten hatte, wie die Inschrift der Capelle, die zum Gedächtniß des Wunders dort errichtet wurde, besagte:

Sie hat geruhet St. Alban

Als ihm sein Haupt was abgeschlahn.

Sein Gefährte Theonest ward von den Arianern auf ein durchlöcheres Schiff, nach Andern in eine Kufe gesetzt, und den Wellen des Rheins überlassen, die ihn aber am andern Tage bei Raub, das von der Kufe genannt sein soll, unverfehrt ans Ufer spülten. Unterhalb der Martinsburg war ihm am Ufer des Rheins eine Capelle geweiht, die den Mombachern eine Zeirlang zur Pfarrkirche diente.

Auf dem Marterberge, wohin St. Alban seine vom Schwert getheilten Glieder getragen hatte, entstand erst gleichfalls eine Capelle, dann aber, der häufigen Wunder wegen, die sich auf des Heiligen Fürbitte hier zutrugen, durch den Erzbischof Nicholf und Karls des Großen Freigebigkeit eine herrliche Kirche, und zu ihrer Bedienung eine Benedictiner-Abtei, die durch unschätzbare Reliquien, eine überaus reichhaltige Bibliothek, und die vielen gelehrten Männer, die aus ihr hervorgingen, zu den berühmtesten am Rheinstrom gehörte. Kirchen- und Reichsversammlungen sind in ihr gehalten worden, sie enthielt die Grabstätte der ersten Mainzer Erzbischöfe, ja selbst karolingischer Könige, wie es bekannt ist, daß Karls dritte Gemahlin, Fastrade, deren Denkmal sich jetzt im Dom befindet, in St. Alban beigesetzt wurde. Unsere Erzbischöfe durften das ihnen von Rom übersandte, theuer bezahlte Pallium nirgend anders als hier zum ersten Mal anlegen, nachdem es zuvor durch die Berührung der Reli-

quien St. Albans geheiligt worden. In Rom hatte man eine ähnliche Cere-
monie mit ihm vorgenommen. Es ward nämlich den Tag vor der Ueberschi-
ckung auf die Reliquien der Apostel Petrus und Paulus gelegt, über Nacht
dort gelassen und am andern Morgen unter vorgeschriebenen Gebeten abgeholt,
so daß die Formeln in den päpstlichen Begleitungsbullen: *Pallium de corpore*
SS. Apostolorum Petri et Pauli tibi transmittimus eine Wahrheit war.

Die Abtei St. Alban hatte nicht bloß mit dem hiesigen Domcapitel, das
doch vornehmer war, eine Verbrüderung geschlossen, sondern auch mit vielen
andern Klöstern und Stiftern zu Mainz, Trier, Eberbach im Rheingau, Se-
ligenstadt, Regensburg, Worms u. s. w. ähnliche Verbindungen eingegangen.
Unter allen die wichtigste ist die mit St. Gallen, auf welche aus folgender
Anekdote geschlossen wird. Der bekannte St. Galler Mönch Tutilo *) wurde
einst von seinem Abte nach Mainz geschickt, um Linnenzeuge und Tuniken zu
kaufen. Als er in die Nähe von St. Alban kam und die Stadt schon im An-
gesicht hatte, stieg er in einer ländlichen Herberge ab, und ließ sich, um aus-
zuruhen, in einem Sessel nieder. Es war eben Weinlese und die Mönche von
St. Alban hatten sich rings umher in die Gärten und Berge vertheilt, um den
Zehenten beizutreiben. Als nun das erste Zeichen zur Vesper gegeben wurde,
kam der Circator, der die Brüder heimrufen sollte, wie gewöhnlich auf seinem
Esel geritten. Als er nun jene Herberge erreichte, trat er hinein, als ob er
dort Jemand zu suchen habe, eigentlich aber wollte er nur sehen, ob seine Ge-
vatterin zu Hause sei. Diese kam auch sogleich aus der Stube, begrüßte den
Gevatter freundlich und bot ihm, da der Gast im Sessel zu schlummern schien,
ein Glas Most an. Der Gevatter, nicht faul, leerte es, gab das Glas zurück
und fleng nun an, sich einige Zärtlichkeiten zu erlauben, welchen sie nur schwachen
Widerstand entgegensezte. Aber Tutilo, dem das Uergerniß nicht entgan-
gen war, sprang auf, damit Jener nicht weiter gieng, ergriff den Gottlosen,
wie er ihn schalt, bei den Haaren, riß ihn zur Erde, und versetzte ihm mit der
Reitgerte, die er noch in der Hand hielt, eine derbe Züchtigung, indem er aus-
rief: Dieß schickt dir St. Gall, der Bruder des heiligen Alban. Als darauf
der Abt erfuhr, daß ein Bruder aus St. Gallen vor dem Thore herberge, ließ
er ihn sogleich durch einen Boten in die Abtei bescheiden u. s. w.

Die Abtei St. Alban ward nach mancherlei Schicksalen und mehrmaliger
Zerstörung zuletzt in ein weltliches Ritterstift verwandelt. Einer der ersten
Pröbste desselben war der berühmte Melchior Pfinzing, ein Liebling
Kaiser Maximilians, dessen Jugendthaten er im Theuerdank verherrlicht hat.
Er war zugleich Dechant in dem benachbarten St. Victorstift bei Weissenau,
wo er auch gestorben und im Chor beerdigt ist. Dem Stift St. Alban aber
wirkte Pfinzing vom Kaiser Max die besondere Gnade aus, daß es alljährlich

*) Auch uns ist er oben als Stifter der Gesangschule bekannt geworden, welcher die
frühe Blüthe der schwäbischen Niederpoesie verdankt wird.

eine Anzahl Gulden von ungarischem Schrot und Gewicht münzen und auf St. Albansfest in der andern Vesper unter seine Glieder austheilen durfte. Diese Goldmünzen, welche man St. Albansgulden nannte, zeigten auf der einen Seite das Bildniß des heil. Alban, der den Kopf in der Hand und den Heiligenschein um den Hals trug; auf der andern aber einen Schild, worin ein Esel seine beiden rechten Füße, den vordern und hintern, aufhob, nebst einer auf die Regierungszeit des Kaisers bezüglichen Inschrift. Man hat sich vergebens den Kopf zerbrochen, warum das Ritterstift einen Esel im Schilde geführt, und zur Erklärung folgendes Märchen erfunden. Der Probst Pfinzing, so wird erzählt, eifersüchtig über die dem Domcapitel zustehende Befugniß, die sogenannten Martinsgulden zu prägen, hoffte für sein Stift ein Aehnliches bei dem Kaiser zu erwirken. Dieser, ungehalten über das Ansuchen, beschied ihn mit den volksthümlichen Worten: „Einen Esel soll er münzen!“ Der Probst jedoch, der sich als guter Hofmann in die Umstände zu schicken wußte, sah die Gnade im ganzen Ernste für bewilligt an, und legte bald darauf seine Albansgulden mit dem Esel im Schilde unter der Bitte vor, daß der Kaiser nun auch das Diplom darüber in der Reichskanzlei ausfertigen lasse. Maximilian, der einen guten Spaß liebte, willfahrte ihm. Die Fabel mag hingehen, für Geschichte kann sie nicht gelten, da der Esel schon vor Pfinzings Zeit im probsteilichen Wappen prangte.

Heiligkreuz.

Wenden wir uns jetzt nach Heiligkreuz, dessen Lage ich schon bezeichnet habe. Die Kirche hieß eigentlich zu Unserer lieben Frauen im Felde (*beatae Mariae virginis in campis*). Jenem urkundlichen und amtlichen Namen zum Troß hat das Volk seinen Willen, daß sie Heiligkreuz heißen sollte, beharrlich durchgesetzt. Zwei verschiedene wunderthätige Kreuze, die nacheinander dort verehrt wurden, begründeten den vom Volk behaupteten Namen. Jedwedes hat seine eigene Legende. Die von dem ältesten berichtet, einer Gesellschaft von Männern und Frauen, die zu Schiffe nach Mainz fuhr, sei in der Luft ein stralendes Kreuz erschienen. Das Lichtgebilde folgte der Richtung des Schiffes, als sei es durch unsichtbare Fäden an seinen Mast geheftet. Zuletzt landete es mit ihm in der Gegend des Holzthors, wo dazumal die Schiffbrücke stand. Näherer Betrachtung erwies es sich nicht als eine Augentäuschung, sondern als ein greifbares ehernes Kreuz. Man erzählt auch, es sei zu seiner Fortschaffung zweien ungeschirrten und ungejochten Ochsen auf den Rücken gelegt und von diesen, ohne daß sie Jemand geführt oder getrieben hätte, auf den hechtsheimer Berg gebracht worden. Dort ward ihm späterhin eine Kirche gebaut, in welcher es sich, besonders gegen Fieber, heilkräftig erwies. Als bei der Einnahme von Mainz durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg alle Kirchen und Klöster von dieser südlichen Seite der Stadt, St. Victor,

St. Alban, die Carthaus und Heiligkreuz in Flammen aufgingen, theilte es das Schicksal der Kirche.

Die Legende von dem zweiten jüngern Kreuz ist folgende: Zu den Zeiten Erzbischofs Adolf von Nassau lebte in Mainz ein gewisser Scheltropf, dessen Name ihn schon als einen Ausbund von Häßlichkeit verräth. Und wie das Sprichwort vor denen warnt, welche Gott gezeichnet hat, so war er auch ein Ausbund aller Laster. Besonders wird er als dem Trunk und dem Spiel ergeben geschildert; aber diese Leidenschaften rissen ihn zu größern Freveln fort. In der später eingegangenen Vorstadt Filzbach stand damals das Wirthshaus zur Blume, welches Scheltropf täglich zu besuchen pflegte. Eines Tages verlor er daselbst im Spiel seine ganze Barschaft. Um den Verdruß wegzuschwemmen, übernahm er sich im Wein und kehrte, vom Rausch zu neuen Hoffnungen ermutigt, bald an den Spieltisch zurück, wo er ein Stück seiner Habe nach dem andern auf die Karte setzte. Aber das Glück ward ihm nicht günstiger, er verlor Alles, was er besaß. Darüber aufs Aeußerste erbittert, begann er erst die Mitspieler zu schelten, dann Gott und seine Heiligen zu lästern. Er schloß mit der Drohung, sich an dem ersten Christusbilde, das ihm begegne, für Verlust und Schaden zu rächen. So verließ er das Haus und rannte wie ein Rasender durch die Felder. Zwischen St. Alban und Heiligkreuz sah man damals eine offene Capelle mit einem aus Holz gefertigten Bilde des Gekreuzigten, welchen seine Mutter und andere Heilige umstanden. An diesem ließ der Unselige mit gezogenem Schwert seine blinde Wuth aus, indem er ihm mehrere Wunden versetzte. Aber wie betroffen stand der Frevler, als aus den versetzten Gliedern das lebendige Blut hervorprang! Doch es heilte nicht seine Augen, wie damals, als Longin mit dem Sper die Seite des Heilands öffnete, welcher Blut und Wasser entquoll, es schien ihn mit neuer Blindheit zu schlagen, daß er die Gefahr nicht ahnte, in welcher er schwebte. Oder lähmte der Schreck ihm die Glieder, daß er wie in den Boden gewurzelt stehen blieb, bis die Arbeiter im Felde zusammenliefen und den auf frischer That ertappten Schänder des Heiligthums gefangen nach Mainz führten, wo ein schreckliches Gericht seiner harrte. Er wurde im Angesichte des Volks lebendig verbrannt; das wunderthätige Christusbild hingegen brachte man aus jener Capelle nach der benachbarten Kirche, in der auch das aufgesammelte heilige Blut noch lange ein Gegenstand andächtiger Verehrung blieb. Uebrigens ist diese Marienkirche im Felde nicht mit jener andern zu verwechseln, welche zum Hagen- oder Utenmünster genannt war, und mit diesen beiden räthselhaften Namen an die Nibelungen erinnert.

Die Bäckerjahnin.

Von Heiligkreuz wird jetzt kaum noch die Spur gefunden, St. Alban ist von der Erde vertilgt, nur noch die Karls- oder Albanschanze erinnert an

seinen großen Stifter; das St. Jacobskloster, das Albrecht von Brandenburg bei seinem Einzug allein verschont hatte, sucht man jetzt in der Citadelle vergebens; von der Carthaus, dem schönsten und größten Kloster dieses Ordens in Deutschland, ist wenigstens Gemäuer übrig, und das neben ihr liegende von Lothar Franz erbaute kurfürstliche Lustschloß, die Favorite, ward mit seinen Gärten in die neue Anlage verwandelt, einen städtischen Vergnügungspatz, auf dem Sie an Sonntagen und wenn die Musikchöre der preussischen oder österreichischen Garnison Abendharmonieen geben, was wöchentlich einmal zu geschehen pflegt, die schöne Welt von Mainz, Wiesbaden und der ganzen Umgegend versammelt finden, denn hier haben Kunst und Natur gewetteifert, einen reizenden Aufenthalt hervorzubringen. Das St. Victorstift von Weissenau endlich, dessen Gründung der heiligen Helena zugeschrieben wird, auch von ihm sind nur die Steine erhalten, die zum Bau der neuen weissenauer Kirche verwendet wurden. Selbst das Crucifix ist verschwunden, das dort auf dem alten weissenauer Wege die Bäckerjahnin zum Dank für ihre wunderbare Rettung errichten ließ. Als nämlich Gustav Adolf bei Oppenheim über den Rhein gesetzt hatte, und zwei Tage darauf vor Mainz erschien, die spanische Besatzung aber zu schwach war, die Stadt zu halten, da entstand unter den erschrockenen Bürgern die Sage, der Schwedenkönig wolle Mainz der Plünderung Preis geben. Auf diese Nachricht, die den Wohlhabendern ein Donner Schlag war, nähte die Bäckerjahnin ihr Gold in ein geringes Bettelkleid und schlich sich so verumumt vor die Stadt, wo sie die Richtung nach Weissenau einschlug. Eben rückten von dort die Schweden schon auf Mainz an. Hierdurch überrascht, ließ sie sich doch nicht aus der Fassung bringen, sondern ihrer Rolle als Bettlerin getreu, sprach sie selbst die Officiere mit lästiger Zudringlichkeit um ein Almosen an. Einige wiesen sie ab, andere warfen ihr mitleidig ein Paar Heller zu, einer aber fragte sie nach dem Hause der reichen Bäckerjahnin und gab ihr erst, als sie ihm dessen Lage beschrieben hatte. So entkam sie glücklich der Gefahr, und die raubsüchtigen Schweden fanden das Nest leer, die goldgefederten Vögel entflohen. Als aber nach 4 Jahren die Feinde Mainz räumen mußten, wo sie heillos gewirthschaftet hatten, da zog mit den Kaiserlichen auch die Bäckerjahnin wieder ein und buk wie vorher Bubenschenkel und Rosenwecke.

Der Königsstuhl.

Das dritte Fenster, an welches wir jetzt traten, versetzte uns plötzlich in eine ganz andere Welt. Hatten wir bisher Erinnerungen aus der römischen Zeit, aus dem Mittelalter heraufbeschworen, so entsaltete sich uns jetzt eine so reiche, lebensvolle Gegenwart, daß es schien, als wäre es immer so gewesen, als müßte es ewig so bleiben. Hier lag zuerst die Stadt vor unsern Füßen, mit ihren zahllosen Dächern und Giebeln, Straßen und Winkeln, Hütten und

Balästen, Kirchen und Thürmen. Unter den letzten gewährte der hochragende Dom den großartigsten Anblick, indem seine 6 Thürme vollkommen hervor- traten und keiner den andern verdeckte. Um ihn, als den gemeinsamen Mittel- punkt, hatten sich die bedeutendsten Gebäude gelagert, die größern Straßen- giengen von ihm aus, er erschien als das Herz, das Heiligthum der Ansiede- lung. Gegen den Rhein drängten sich Hütten und Häuser des Verkehrs wegen enger zusammen, ein Wald von Schiffen startete vor dem Hafen, die gekrümmte Schiffbrücke war mit Wagen, Pferden und Spaziergängern überdeckt, den Fluß belebten Rähne, Jachten und Segelschiffe, in der Ferne wetteiferten 2 Dampf- schiffe, welches zuerst seine Gäste dem wirthlichen Mainz zuführte, und zwi- schen der Peters- und Ingelheimer Au eilte, mit fröhlichen Landleuten fast überladen, ein Kahn dem spiegelnden Biberich zu. Jenseits nahm das Tau- nusgebirge seine majestätische Wendung aus der Wetterau nach dem links beginnenden und mit dem Strom verschwindenden Rheingau. Die unter- gehende Sonne hatte die Luft mit Rosenschimmer erfüllt, die Höhen des Tau- nus glühten wie Purpur, die Westseite des Doms schien in der siebenten Feuersbrunst zu lodern, der Rhein strahlte goldenen Glanz zurück und Flam- menblitze fuhren hier und dort aus den hohen Fenstern der Kirchen. Auch die niedern Hügel der Königshundert zwischen Main und Taunus, die Höhen von Erbenheim, Dellenheim und Hochheim waren mit violetten Dinten über- gossen und mit hellerem Lichte gesäumt, wodurch sie sich scharfer gegeneinander abhoben.

Hier zeigte mir mein Führer an der unterhalb Kostheim in den Rhein mündenden Räsbach die Donnermühle, so benannt, weil sie nur durch Ge- witterschau zum Mahlen reichliches Wasser gewinnt. Von dort führt ein Weg an den Häuser- oder Wechthildshäuser Hof, den alten Sitz des Gau- gerichts, unter dem ursprünglich das ganze Rheingau stand, zuletzt aber nur der Theil desselben, der zwischen dem Rhein und der Waldaff liegt und, weil er den deutschen Königen vorbehalten war, den Namen der Königshundert führt. Nicht weit davon, gegen Erbenheim und Wiesbaden zu, lag jener zweite Königsstuhl, von dem wir schon oben gesprochen haben.

St. Willhilde.

Die schönste Aussicht bot sich uns aus dem vierten Fenster dar, denn es ließ uns tiefer als das erste und dritte in das herrliche Rheingau blicken. Wir sahen Biberich und Wiesbaden in fast greiflicher Nähe, das herzoglich nassauische Jagdschloß, die Platte, auf seiner Taunushöhe winkend und schim- mernd, das obstreiche Schierstein, Walluf, die Pforte des Rheingaus, und Ellfeld, seine Hauptstadt, mit den alten Burgen am Eingang, ja selbst in dem Thale, das sich hinter ihm öffnet, den Thurm der Ruine Scharfenstein bei Kirdrich auf dem Vergfelge über der Rittersruhe ganz deutlich und wie

durch Ferngläser nähergerückt. Zu unsern Füßen lag die Nordseite der Stadt, die drei Bleichen bis zum Münsterthor, dahinter das Gartenfeld und die Bruchwiesen mit der Inundationschanze, mittels welcher diese Niederungen unter Wasser gesetzt werden können. An die Bruchwiesen knüpfte der Thürmer seine Erzählung von der Gründung des Altenmünsterklosters, von dem das Münsterthor noch heute den Namen führt. Denn nachdem er zur linken der Rheinallee die Stelle der St. Theonestuskirche, wo St. Alban als Märtyrer litt, so wie der Capelle des heil. Wendelinus, des Schuttpatrons der Gärtner, bezeichnet hatte, dessen Verehrung dem Gartenfeld so natürlich scheint, mußten ihn die Bruchwiesen wohl an die heilige Bilhilde erinnern, durch welche deren Besitz an seine Vaterstadt kam. Ich übergehe aber die Schicksale dieser Heiligen bis dahin, wo sie das Jungfernkloster Altenmünster stiftete. Man erzählt, Bilhilde sei zuerst in Zweifel gewesen, an welchem Ort sie Kirche und Kloster gründen solle, ob auf dem Berge, wo jetzt unsere Stephanskirche steht, oder am Fuße des Kästrichs, in der vom Zeibach bewässerten Ebene. Als sie endlich zur Besichtigung beider Bauplätze hinausfuhr, gaben die Pferde vor ihrem Wagen den Ausschlag, denn die Anhöhe hinauf waren sie durch keine Gewalt zu zwingen, in die Ebene aber lenkten sie mit freudigem Wiehern. Doch das Seltsamere ist noch zurück. Als nämlich das Kloster erbaut stand und Bilhilde als dessen Abtissin feierlich eingekleidet werden sollte, träumte eines Nachts den frühmorgens unter den Nonnen, welche sie sich zugesellen wollte, ihre künftige Vorsteherin sei eine Heidin, indem sie das Sacrament der Taufe noch nicht empfangen habe. Hierüber waren sie sehr erstaunt, noch mehr aber auf ihre Meldung Bilhilde selbst und ihr Oheim, der Bischof. In einem feierlichen Hochamt wandte sich Siegbert um Erleuchtung zum Himmel und vernahm bei der Wandlung die Stimme eines Engels, welche den Traum der Nonnen bestätigte. Denn Gott mochte in seiner Barmherzigkeit nicht zulassen, daß seine Dienerin, ohne den Anspruch auf himmlischen Lohn, ihm auf Erden so viele Opfer bringen sollte.

Reisende Hochzeiter.

Nachdem ich die Aussicht aus den 4 Fenstern des Thurms genossen hatte, führte mich der Greis in die Laterne auf der höchsten Spitze des Thurms. Indem wir über den Flur im Mittelpunkte seiner Wohnungen giengen, sah ich die Thüre des ersten Thurmzimmers mit Rosen, Immergrün und Myrthen bekränzt. Meine Frage nach der Ursache blieb ohne Antwort, weil das Aufsteigen dem Siebziger den Athem versetzte. Als wir endlich erschöpft in der Laterne standen, traf meine Augen eine so blendende Helle, daß ich sie erst an so viel Licht gewöhnen mußte. Und doch war es Abend und die Sonne längst hinunter. Am Tage, zumal bei Sonnenschein, mußte der Glanz nicht zu ertragen sein. Weislich hatte der Alte mich zuletzt und bei so später Stunde

hieber geführt. Die Räume zwischen den 5 schmalen Pfeilern, welche den Thurmhelm trugen, ließen von allen Seiten so viel Luft und Licht ein, daß das überwältigte, ringsumher bedrängte Auge nirgends eine Zuflucht fand. Schon manchen Thurm hatte ich bestiegen, aber diese Erscheinung war mir noch fremd. Aber dort lief entweder eine Gallerie um den Thurm, und dann gab dieser selbst mit seiner festen Masse dem Auge Schutz und Rückhalt, oder ich stand, wie in Straßburg, in der Mitte eines gothisch durchbrochenen Thurms, dessen steinerne Gefüge nicht mehr Licht einließ, als ich ertragen konnte. Doch auch hier gewöhnte ich mich bald an die abnehmende Helle des Abends und bei völlig einbrechender Dämmerung milderte sich der Lichtglanz so behaglich, daß ich ewig hier gestanden und in das feenhaft vor mir ausgebreitete Wunderland hinabgeblickt hätte. Allmählich ward es auch unten ruhiger, das dumpfe Getöse der Stadt verscholl, alle Gewerke machten Feierabend und in den Fensterchen unten wurden so viel Lichter angebrannt, als der Himmel über uns entzündet hatte. Leise glitten die Schiffe auf dem mondbeglänzten Silber des Rheins, dem der Main sein Gold unmerklicher beimischte, der kalte Scheitel des Feldbergs und die waldige Krone des Altkönigs schienen höher gehoben, als gedächten sie sich in der Doppelflut zu bespiegeln. Seitwärts standen, gleich Wächtern an der Pforte, die Riesen des Odenwalds in blauer Livree, während ihnen links die nebelhaften Zwerge des Rheingaus den herrlichen Strom lautlos entführten.

Indem ich mich diesem Schauspiel rücksichtslos hingab, bemerkte ich an meinem Begleiter eine gewisse Unruhe, die ich erst seiner Scheu vor der kühlen Nachtlust beimaß, mit der es aber, wie ich bald erfuhr, eine andere Bewandniß hatte. Obgleich sie mir nicht unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt ward, so hoffe ich doch, daß der Leser nicht aus der Schule schwagen, sondern vorkommenden Falls bescheidenlich von der Lehre Gebrauch machen werde. Die Stelle nämlich, wo ich mit meinem greisen Begleiter stand, war einem andern Paare zugedacht, das des Blicks in das aufgeschlossene Paradies würdiger und mehr in der Stimmung war, ihn mit ganzer Seele zu empfinden. Die bekränzte Thür des ersten Saals stand damit im nächsten Zusammenhang. Sie kennen, sprach der Alte, und zwar aus eigener Praxis, die rheinische Sitte der Hochzeitreisen, die zwar andern Reisenden, Gefrüllpeln oder Hagestolzen, wenn sie mit Neuvermählten zusammentreffen, bisweilen unbequem wird, wohl gar zum Gelächter Stoff bietet, den reisenden Hochzeitem aber, die nicht bemerken, wie man ihre Zärtlichkeit bemerkt, belauscht und bespöttelt, die schönste Zeit des Lebens noch unendlich verschönt. Wenn das Ja gesprochen ist, und der Priester den Bund gesegnet hat, hält der Wagen schon vor der Kirchenthüre, der das junge Paar den Neckereien der Bekannten und Verwandten entführt und neue ewig wechselnde Umgebungen um sie her zaubert, in welchen sie ganz sich selber und ihrem durch die Reize der Natur und des Wanderlebens erhöhten Glücke leben können. So schön und löblich dieser Gebrauch ist, so hat er doch unter gegebenen Verhältnissen seine Schattenseite. Für die neue häusliche Ein-

richtung sind so viele Anschaffungen zu machen, das eheliche Leben selbst, besonders wenn es Gott zeitig segnet, ist so über die Erwartung kostspielig, daß es manchem weniger bemittelten Paare, das doch nicht gern mit Schulden begänne, nicht zu verübeln wäre, wenn es dem Aufwand für die Reise gern aus dem Wege gieng. Können sie aber doch der Sitte ihres Standes gemäß sich der Hochzeitreise nicht entziehen, so bedienen sie sich in diesem Kirchspiel wohl einer kleinen List. Nach der Trauung entschwinden sie ihren Begleitern in einem Seitengange der Kirche und gelangen unbemerkt auf den Stephansthurm, wo sie durch meine Fürsorge vor unwillkommenen Begegnungen geschützt, im Genuß der goldenen Lust, und in Angesicht einer reichen Natur, eine Weile ganz sich selbst und ihren Entzückungen, oder, wie sie selber sagen, im Himmel leben. Die Zeit wird ihnen nicht lang, dafür sind sie in den Flitterwochen, und zum Ueberfluß sorgen wir, mein Vetter und ich, für ihre Unterhaltung. Die Reise, welche sie antreten sollten, können sie in den Zwischenzeiten mittels meiner Karten und Bücher auf dem Papiere machen. Die Tage bringen sie in meiner Wohnung zu, die genussreichsten Stunden aber sind ihnen Abends in der Laterne vorbehalten. Darum wäre es grausam, wenn wir ihnen länger hier im Wege stünden. Uebrigens erfahre ich nicht selten die Genugthuung, daß eine Reise, die nur auf 14 Tage berechnet war, ohne mein Zuthun bis in die fünfte Woche währt. Wenn ich für menschenscheu gelte, so hat die Sorge um meine Gäste, für deren Sicherheit ich bei jedem neuen Besuche Vorkehrungen treffen muß, wohl einigen Antheil daran, daß ich so erscheine, ob ich gleich gestehen will, nicht der Teufeligste zu sein. Den Neuvermählten bin ich jedoch der gemäße Wirth, denn sie sind, gleich mir, nicht lieber als allein.

Der Dom.

Als sich unter den ersten Frankenkönigen das durch die wiederholten Einfälle der Barbaren fast ganz zerstörte Mainz allmählich aus seinem Schutt emporrichtete, entstanden in der Richtung vom Rhein nach dem Rästrich 3 Kirchen neben einander: zunächst dem Rhein die Liebfrauenkirche, in der Mitte der Dom und gegen den Rästrich das alte Baptisterium des h. Johannes. Letztere jetzt der evangelischen Gemeinde eingeräumte Kirche ist ihrer Stiftung nach die älteste unter den dreien. Um das Jahr 534 soll sie der Bischof Sidonius, durch die Freigebigkeit Berthoaras, der Tochter König Theodeberts, des Enkels Klodowigs, unterstützt, als Taufkirche gebaut haben. Mehrere Jahrhunderte blieb sie, die noch späterhin in Urkunden unter dem Namen des alten Doms vorkommt, die Hauptkirche der Stadt und des Erzbistums, wesshalb auch in ihr der Leichnam des Apostels der Deutschen niedergelegt und sein Herz begraben wurde. Aber schon zu den Zeiten Bonifazens war neben ihr die alte St. Martiuskirche entstanden, deren Stiftung in das 6te Jahrhundert hinüberreicht. An der Stelle dieser ältern Martinskirche führte Willigis die neue Domkirche auf. Sie

brannte aber am Tage ihrer Einweihung wieder ab und an dem heutigen Dom gehören nur die beiden östlichen runden Thürme dem ursprünglichen Bau an. Willigis fieng sogleich wieder an zu bauen, aber erst Bardo weihte den neuen Dom in Gegenwart Konrads, des Saliers, feierlich ein. Am jüngsten ist der Ursprung der dritten, Unserer lieben Frauen gewidmeten Kirche (B. M. V. ad gradus), welche zwar schon 805 in Urkunden vorkommt, doch wohl erst nach 1084 von Erzbischof Siegfried I. ausgebaut wurde. Willigis kann sie weder gegründet, noch ihr die jetzt am Dom befindlichen vielbesprochenen ehernen Thürflügel geschenkt haben. Mehrmals brannte sie ab, doch immer schöner erhob sie sich aus der Asche. Der letzte, 1804 niedergerissene Bau fiel in die die Blüthezeit des gothischen Stils, und ihr unschätzbares, das Weltgericht und die Auferstehung darstellendes Portal, das mit den Straßburger Münster und dem Kölner Dom zu den größten Merkwürdigkeiten am Rheinstrom gezählt wurde, zeigte denselben in seiner reichsten und schönsten Entwicklung. Von dieser Herrlichkeit ist uns nichts erhalten, als die von Heinrich Brühl 1801 entworfene Zeichnung und Bernhard Hundeshagens noch nicht veröffentlichte Restauration, welche zur höchsten Bewunderung hinreißt. Letzterer besitzt auch viele der Figuren, welche die Nischen zwischen den Pfeilern ausfüllten, namentlich das Hauptbild, die Himmelskönigin mit dem Christuskinde auf dem Arme, welche zwischen den Eingängen auf einer schlanken, zierlich gearbeiteten Säule, unter einem von Engeln getragenen Thronhimmel stand.

Gerade wie hier neben der Hauptkirche zum heil. Martin die Taufkirche zum heil. Johannes stand, so war es zu Tours in Frankreich und zu Worms der gleiche Fall, wo, wie zu Mainz, die Taufkirche älter gewesen ist als der Dom. Und wie sich zu Mainz hinter dem östlichen Chor des Doms die Liebfrauenkirche zu den Greden (ad gradus) erhob, so fand es sich in Köln und Trier wieder, also daß es Mainz allen diesen Städten gleich und zuvor that. Mit dem Dom zu Köln darf sich der Mainzer zwar nicht messen, er hat weder dessen riesige Verhältnisse, noch ist er aus einem Gusse in der Zeit entstanden, wo die eigenthümliche Baukunst des Mittelalters ihre höchste Vollendung erreicht hatte; dafür ist er aber auch kein Torso geblieben und seine ungleichartigen und doch so harmonisch als möglich verbundenen Theile reichen meist in ein höheres Alter zurück. Wie wir gerne in einer Stadt weilen, deren Häuser und Straßen von den verschiedensten Zeiten zu uns sprechen, wie es uns entzückt, was in Köln selber mehr noch als in dem so oft bombardierten Mainz der Fall ist, die Geschichte gleichsam architektonisch vorgetragen zu sehen, so hat der Besuch des Mainzer Doms, dessen Bogen und Pfeiler, dessen zahllose Denkmäler und Kunstschätze uns bald von den fernsten, bald von den neuesten Zeiten unterhalten und fast 10 Jahrhunderten zum Dolmetscher dienen, gleiche, ja, wegen der räumlichen Nähe der entlegensten Epochen, noch größere Reize. Sechsmal hat die Flamme diese Hallen durchwüthet, alles Brennbares verzehrt und selbst feste Steinmauern so durchfressen, daß sie zweimal von Grund aus

neu aufgeführt werden mußten. Diese mächtigen Thürme, gleich stehenden Armen zum Himmel empor gerichtet, reizten seinen Zorn nur, statt ihn zu ver-
söhnen, und die Glocken droben auf ihren Stühlen, bei drohenden Ungewittern
geschwungen, zogen die Blitze, die sie brechen sollten, vielmehr heran. Was der
Wetterstral verschonte, das verheerten die Stürme, welche Balken von Kelter-
baumsdicke bis nach Hochheim entführten, wobei freilich, wie die Zeitgenossen
versichern, der Teufel im Spiele war. Auch die kleinen Leidenschaften der Men-
schen wurden dem Gotteshause verderblich. Daß Arnold von Seelenhofen den
Domschatz angegriffen hatte, brachte die Bürger so gegen ihn auf, daß sie im
Verlauf des Streits die Kirche erbrachen, gleichfalls beraubten und dann in
Vertheidigungszustand setzten, um sich seiner als einer starken Weste gegen den
heranziehenden Erzbischof zu bedienen. Einige Jahrhunderte später wollten die
Schweden den Dom in die Luft sprengen, weil die Ingenieure an seiner Stelle
eine Sternschanze zu errichten gedachten. Gustav Adolf verschonte ihn zwar,
ließ aber, zum Zeichen, daß es in seiner Gewalt gestanden hätte, ihn zu zer-
stören, die Ecken der Pfeilerbasen wegschlagen. Er selbst ritt vom Leichhof her
in das Gotteshaus, tränkte sein Pferd aus dem Wasserbecken zur Linken und
schlug von den beiden Pilastern am Fuße der Treppe mit eigener Hand mehrere
Stücke nieder, deren Lücken noch jetzt der Schwedenhieb heißen. Nach dem letz-
ten durch die Belagerung von 1797 herbeigeführten Brande mußte der verödete
Tempel 10 Jahre zum Fouragemagazin dienen; im Jahr 1813 zwang man
ihn, 6000 flüchtige Franzosen zu beherbergen, hierauf ward er zum Schlach-
thause für die Garnison ernannt und erhielt endlich seine Beförderung zum
Salz- und Getreidemagazin, Ehrenstellen, die er sehr willkommen heißen mußte,
denn so entging er wenigstens der völligen Demolierung, welche ihm der sonst
verdiente Präfect Jean Von St. André, unter dem Vorgeben, daß er eine Ruine
und keiner Wiederherstellung mehr fähig sei, geschworen hatte. Aber der edle
Portalis und Napoleon wurden seine Retter. Alle diese Gefahren hat das ehr-
würdige Gebäude bestanden, so vielen Schicksalschlägen getrogt und aus dem
Raub und Brand der Jahrhunderte erhebt es sich jetzt in seinem vorigen Glanz,
ja durch die liebevolle Fürsorge der Gläubigen und Kunstfreunde noch verschönt
und bereichert. Der zugleich freundliche und erhebende Eindruck, den der Dom
in seiner jetzigen Restauration gewährt, läßt uns nicht ahnen, in welchen Wech-
selfällen, welchen Drangsalen er diese heitere Stirne bewahrt hat.

Der Fortschritt in der Entwicklung des Baustils, wie ihn der Dom in
steinernen Urkunden zeigt, bewegt sich von der uralten Thüre auf dem Gold-
schmiedsplätzchen neben der preußischen Hauptwache und jener, welche zur Lin-
ken des Pfarrchors in die Vorhalle des südlichen Seitenschiffs führt, über den
genannten östlichen Chor, springt nach der Gotthardscapelle vor, kehrt ins Schiff
der Kirche zurück, begiebt sich ins Capitelhaus, die sogenannte Memorie, ge-
langt darauf in das westliche Kreuz mit dem bischöflichen Chor und der Sacri-
stei und zerstreut sich endlich in die Capellen zu beiden Seiten der Nebenschiffe.

Der östliche Chor mit seinen strengen und einfachen Verhältnissen, wie sie an der steinernen Kanzel und den Fenstervertiefungen auffallen, zeigen den reinen Rundbogen, der auch an der Gotthardscapelle (um 1136) noch stark hervortritt. Die um 1191 erneuerten Gewölbe des Mittelschiffs haben dagegen in ihren Gurtbogen schon eine gelinde Zuspizung des reinen Halbkreises; an dem Kreuzgewölbe, das den bischöflichen Thurm mit der Kuppel trägt, tritt der Spitzbogen noch mehr hervor, und die Gurtbogen des westlichen Chors, so wie der Pfeiler, welcher zur Befestigung des Gewölbes und des Thurmes in ziemlich später Zeit vor den Pfarrchor gesetzt wurde, stellen ihn in seiner vollen Entfaltung dar, nicht weniger die ganz gothischen Seitencapellen. Die Meinung, daß der westliche Chor erst angebaut worden sei, als dieser Pfeiler den östlichen versperrt habe, widerlegt sich aus den scharfen Spitzbogen, welche er bildet und die der westliche Chor in gleicher Entschiedenheit noch nicht überall zeigt. Vielmehr rief diesen das Bedürfnis hervor, da der Dom nicht bloß als Hauptkirche der Stadt, sondern als Kathedrale des Erztifts, als Metropolitankirche des gesammten Deutschlands dienen sollte, mithin wohl Grund war, dem bescheidenen, räumlich beschränkten Pfarrchor den großartigeren und reicher ausgestatteten bischöflichen entgegenzustellen. Als später jener Pfeiler den östlichen Chor verdeckte, und der westliche allein dem Volke noch sichtbar blieb, mußte diesem eine Sonderbarkeit auffallen. Anfänglich stand nämlich im westlichen Chor der Hochaltar ganz am Ende, wo jetzt der bischöfliche Thron ist, und zwar so, daß der dahinterstehende Priester das Gesicht gegen Osten kehrte; daher war es das Wahrzeichen des Doms, daß der messelende Priester sich beim Dominus vobiscum nicht herum drehte, weil er die Gemeinde, welche er segnen sollte, schon vor sich hatte. Heutzutage gilt dieß nicht mehr, da der Hochaltar jetzt unter der Kuppel steht und zwar so, daß der celebrierende Priester das Antlitz gegen Westen wendet, was nicht bloß gegen die christliche Observanz, sondern gegen den Gebrauch aller (?) Völker verstößt und um so weniger zu billigen ist, als jene Sitte nicht auf willkürlicher Uebereinkunft, sondern auf einem Naturgefühl beruht, indem das Gemüth des Betenden, wenn er nach Morgen blickt, mit dem Umschwung der Erde der Fortbewegung aller Himmelskörper in gleicher Strebung verharret, mit welcher ihn die entgegengesetzte Richtung in Widerspruch brächte. Wahrzeichen des Doms kann freilich diese Abweichung von der Ordnung eben so gut sein, als jene ältere, keiner Regel zuwiderlaufende Sonderbarkeit.

Mainzer Magna charta.

Wir haben schon des Reichthums an Denkmälern gedacht, durch welche der Mainzer Dom alle uns bekannten Kirchen übertrifft. Es wird kaum ein Pfeiler zu finden sein, der nicht wenigstens an drei Seiten mit einem Grabmale geschmückt wäre. Rechnen wir die beiden Chöre mit den Kreuzarmen, die Sa-

cristei, den Capitelsaal mit dem Kreuzgang und die vielen Capellen hinzu, wo gleichfalls alle Wände, ja selbst der Estrich mit Steinbildern bedeckt sind, so begreift sich die Unmöglichkeit, uns auf diese Fülle von Denkmälern großer Männer einzulassen, die zum Theil Hauptrollen in der Geschichte Deutschlands gespielt haben. Wir besprechen nur beispielweise und weil sich die wichtigsten Momente der Mainzer Geschichte daran knüpfen lassen, die metallenen Flügelthüren am nördlichen Eingang des Doms. Das Portal, an welchem sie eingehängt sind, zeigt uns den Rundbogenstil in seiner höchsten Ausbildung, wie er im ersten Viertel des 13ten Jahrhunderts dem Spitzbogen vorangiegt. Auch war vor dieser Zeit hier keine Thüröffnung angebracht. In der halbkreisförmigen, mit erhabener Arbeit verzierten Fläche über der Thüre erscheint Jesus Christus auf einem Sessel, die Rechte zum Segen erhoben, in der Linken das Buch der ewigen Wahrheit, unter den Füßen den Drachen, den zu besiegen er in die Welt gekommen war. Aus den Falten seines Gewandes streckt ein Adler den Kopf hervor. Der discsußförmige Schild, welcher dieser Darstellung als Rahmen dient, wird beiderseits von einem Engel gehalten. Auf dem Schlussstein des Thorbogens schwebt der heilige Geist als Taube nieder; den gekrönten Kopf auf dem höchsten Punkt beziehe ich auf Gott Vater; Fr. H. Müller hält ihn für das Bildniß des damals regierenden Kaisers Lothar. Zwei Löwen sitzen als Thürwächter auf den corinthischen Capitellen der einschließenden Säulen, die metallene Flügelthüre selbst ist in vier Felder abgetheilt. Die beiden untern verziern Löwenköpfe mit beweglichen Ringen im Munde. Zwischen den untern und obern Feldern liest man die Worte:

Willegisus archiepiscopus ex metalli specie valvas effecerat primus.

Bei geöffneten Thüren entdeckt sich aber über dem obern und unter den untern Feldern noch eine Inschrift, welche mit der mittlern folgendes Ganze bildet: *Potsquam magnus imperator Carolus suum esse jure dedit naturae, Willegisus archiepiscopus ex metalli specie valvas effecerat primus; ut pro eo dominum roges postulat simplex Beringerus, operis artifex et senior.* *)

Die Bezugnahme auf Karl den Großen erläutert sich durch die bronzenen Thürflügel an der Krönungskirche zu Aachen, welche ebenfalls mit Löwenköpfen als Handgriffen verziert sind. Aber sonst bleibt uns Vieles an dieser Inschrift räthselhaft. Obgleich sie nicht *has valvas* sagt, giebt sie doch Willigis als den Urheber des Werks an, dessen Meister gleichfalls genannt wird. Jener Versicherung ist auch wohl zu glauben, obgleich die Thüre zu Willigis Zeiten noch nicht gebrochen war. Es steht fest, daß die Flügel sich einst an dem ziemlich jungen Portal der Liebfrauenkirche befanden, und erst nach deren Abtragung

*) Nachdem der große Kaiser Karl der Natur den Zoll entrichtet, war es zuerst Erzbischof Willigis, welcher Thürflügel aus Metall gießen ließ. Daß du für ihn den Herrn bittest, begehrt in Einsalt Beringer, des Werkes Meister und Aeltester.

an der nördlichen Thüröffnung des Doms eingehängt wurden, wo sie wie durch ein Wunder in die alten Angeln paßten. Wenn man aus diesem Umstande schließt, daß sie sich an dieser Thüre schon früher befanden, ehe sie nach Liebfrauen kamen, so müssen sie doch zu Willigis Zeiten zu einem dritten Zwecke bestimmt gewesen sein, da beide Portale jüngern Ursprungs sind.

Aber richtiger als die erwähnte ist an dieser Thüre eine andere Inschrift, welche aus den Zeiten Erzbischofs Adelbert von Saarbrücken herrührt. Diesen hatte Kaiser Heinrich V., dessen Kanzler, Rathgeber und Parteigänger er in den Investiturstreitigkeiten gegen Papst Paschalis gewesen war, zum Lohn dafür auf den Stuhl von Mainz gehoben. Aber kaum saß Adelbert auf diesem fest, so fiel er von Heinrich ab und ergriff die Partei des Papstes. Der Kaiser, der seinen unglücklichen Vater auf Bockelheim gefangen gehalten und den Papst selbst ins Gewahrsam gebracht hatte, beging eine viel geringere Gewaltthat, als er den undankbaren Erzbischof in die Verliese der oben gedachten Reichsveste Trifels werfen ließ, in welchen später auch Richard Löwenherz schmachten mußte. „Allein auch hier,“ sagt Vogt, setzte der hartnäckige Erzbischof seine Ränke gegen den Kaiser noch fort. Er wußte durch seine traurige Lage das Mitleid der Bürger von Mainz zu erwecken; die Geistlichen seines Erzstifts schilderten Heinrich als einen Tyrannen, als einen Vaternörder, als einen Kirchenschänder, und da dieser um einen Reichstag zu halten 1115 nach Mainz kam, umgab das mainzische Volk seinen Palast, drang mit gewaffneter Hand in den Saal und forderte mit Gewalt die Befreiung seines Erzbischofs. — Hager, abgezehrt, mit langem, grauem Bart und wankendem Schritt kam der befreite Prälat zu seinen Bürgern zurück.“

Um zu zeigen, daß der Undank, dessen man ihn mit Recht bezüchtigt hatte, kein Grundzug seines Gemüthes sei, gab Adelbert den Bürgern von Mainz zum Dank für seine Befreiung jenen großen Freiheitsbrief, welchen er zum ewigen Gedächtniß in die metallenen Flügelthüren des Willigis eingraben ließ. Die darin bewilligten Rechte, obgleich die Grundlage ihrer spätern Freiheit, scheinen doch weder sehr bedeutend noch unzweifelhaft genug ausgedrückt. Den Mainzern wird verliehen: „außerhalb der Mauern ihrer Stadt keines Vogts Befehl und Zwangsforderung zu dulden, innerhalb aber nach ihrem angeborenen Rechte zu leben, ohne dem Zwang eines Steuereintreibers unterworfen zu sein. Denn, wem sie Steuer schuldig sind, dem sollen sie Steuer, wem Grundzins, dem sollen sie Grundzins geben und zwar freiwillig, ohne daß man sie höher schätzen dürfte.“

In dieser Unbestimmtheit und Zweideutigkeit lag die Saat zu künftiger langjähriger Fehde und Zwiethracht zwischen den Mainzern und ihren Erzbischöfen. Dem kräftigen Siegfried III. zwangen endlich die übermächtigen Bürger nach blutigem Kampf einen Freiheitsbrief ab, der ihnen viel wichtigere und ausgedehntere Gerechtsame bewilligte, als sie bisher besessen hatten. Sogar mußte sich der Erzbischof verpflichten, mit nicht mehr Mannschaft in die Stadt

zu kommen, als die Bürger erlauben würden; auch durfte er innerhalb der Bannmeile keine Burg oder Feste erbauen. Und doch war der so gedemüthigte Kurfürst ein Mann von großer persönlicher Tapferkeit, der, wenn es darauf ankam, mit Löwenmuth focht, und einst gleich einem Judas Maccabäus 800 Mann mit 300 schlug. Dem Kaiser Friedrich II. hat er 2 Gegenkönige aufgestellt und gekrönt, den Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen und den Grafen Wilhelm von Holland. Sein Denkmal, eines der ältesten im Dom, befindet sich an der Seite des dritten Pfeilers rechts und stellt ihn lebensgroß in der Mitte des Bildes dar, während die beiden Könige, welchen er die Kronen aufsetzt, rechts und links in kleinerm Maßstab neben ihm stehen. Unter den Füßen des Erzbischofs ist ein Löwe und ein Drache angebracht, letzterer vielleicht nicht ohne Anspielung auf die Heldensage. Der Löwe bezeichnet ihn als einen Mann, wie ihn die damaligen Zeiten gebieterisch forderten, denen sein Nachfolger Christian II. keineswegs gewachsen war. Wenn dieser in seiner Chronik von Siegfried III. ungünstig urtheilt, weil er als ein reisender Löwe (wohl mit Bezug auf den Löwen des Denkmals) Wittwen und Waisen gemacht, Dörfer und Städte verbrannt, Menschen verschlungen, das Land müßig gelegt und dem Papst ungemein zu Gefallen gelebt habe, so wollte der abgesetzte Christian, durch den Schatten, den er auf seinen Vorgänger warf, sich selbst in ein günstigeres Licht stellen. In jenen eisernen Zeiten bedurfte es auf dem ersten Kurztz Deutschlands kräftiger Männer. Christians Wahlspruch: Es steht geschrieben: Stecke dein Schwert in die Scheide, vermochte ihn nicht bei dem Erzbisthum zu schützen.

Als Mainz von Siegfried III. seine Unabhängigkeit extort hatte, erstieg es bald jenen Gipfel seiner Macht und Größe, welcher ihm den Beinamen des goldenen erwarb. Es war ihm zwar nie gelungen, sich von aller Herrschaft der Erzbischöfe zu lösen und den Rang einer Reichsstadt einzunehmen, aber seine errungenen Freiheiten reichten hin, es vor aller Willkür seiner Herren, der Kurfürsten, zu schützen, und so konnten die Rechte, welche diesen übrig blieben, gegen den Vortheil, das Haupt eines so mächtigen Kurstaats zu bilden, nicht in Anschlag kommen. Hierdurch stand es nicht nur Reichsstädten gleich, sondern es durfte, als Stifterin des rheinischen Städtebundes, für eine Fürstin deutscher Städte gelten. Von diesen, wie von andern Blüthen, die es in der kurzen Zeit seiner Freiheit trieb, wird noch die Rede sein; jetzt wollen wir sehen, wie es sie wieder verlor.

Nach dem Tode Theoderichs von Erbach konnten sich die Domherren über die Wahl des neuen Erzbischofs nicht vereinigen. Sie schwankten lange zwischen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau; zuletzt entschied die erkaupte Stimme des Obmanns unter 6 Schiedsrichtern für Diethern, welchem auch die Bürger lieber zufielen als dem herrschsüchtigen Nassauer. Aber der Papst, dem er das Pallium und die Bestätigungsgelder zu zahlen weigerte, that ihn in den Bann und verlieh den Kurfürsten seinem Gegner Adolf. Es kam zu einem

hartnäckigen Kriege zwischen den beiden Erzbischöfen. Diether war im Besiz der Stadt und seine getreuen Mainzer schlugen mit Hülfe des Grafen von Katzenellenbogen und Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz alle Angriffe Adolfs kräftig zurück, obgleich die Rheingauer, die Bischöfe von Trier, Metz und Speier, die Markgrafen von Baden, die Grafen von Württemberg und Welsdenz, ja selbst der Papst und der Kaiser auf seiner Seite standen. Was er im offenen Kriege nicht vermocht hatte, errang nun Adolf durch List und Verrath. Die innern Zwistigkeiten der Mainzer Bürger führten jezt zum Untergang der gemeinsamen Freiheit. Nicht lange vorher hatten die Patricier* im Kampf mit den Gemeinen den Kürzern gezogen und die Zünfte nach Vertreibung der Geschlechter einen neuen Rath aus ihrer Mitte gewählt. Die höchsten Aemter der Stadt bekleideten nun Männer, die der Bestechung keineswegs unzugänglich waren. Dieß benutzte Adolf und zettelte mit diesen eine Verschwörung an. Ein nächtlicher Ueberfall gelang durch die Mitwirkung der Verschworenen; aber erst nach 24stündigem blutigem Kampf, der durch den verzweifelten Widerstand des andern Bürgermeisters Just oder Faust, des Mitfinders der Buchdruckerei, zu einer völligen Schlacht in den Straßen der Stadt gedieh, ward Adolf Meister von Mainz. Der 28. October des Jahrs 1462 und die ihm vorhergehende Mordnacht steht mit blutigen Zügen in der Geschichte der Stadt geschrieben. Aber der übrigen Welt brachte dieser unheilvolle Tag Segen, denn Fausts Arbeiter, die er als alleiniger Inhaber aller Geheimnisse der Buchdruckerei eifersüchtig bewacht und gleichsam gefangen gehalten hatte, zerstreuten sich nun nach allen Seiten und verbreiteten die Erfindung innerhalb und außerhalb Deutschlands.

Eine nähere Folge des Siegs der Adolfschen Partei war die Vernichtung der bürgerlichen Freiheiten von Mainz, deren Privilegien der Sieger öffentlich verbrennen ließ, nur jene in Erz gegrabene Magna charta Adolberts entging der Feuersglut, ihr Inhalt aber nicht der Aufhebung. Als nach dem Tode Adolfs Diether von Isenburg zum andernmal gewählt wurde, war es eine gerechte Hoffnung der Mainzer, daß der Fürst, dem sie so große Opfer gebracht, für den sie so Vieles erlitten hatten, ihnen die um seinetwillen eingebüßte Freiheit zurückgeben werde. Aber diese Hoffnung auf die Dankbarkeit eines Machthabers war eitel, vielmehr zwang er sie, als sie zu den Waffen griffen, mit Gewalt zur Unterwerfung und baute zur Befestigung seiner Herrschaft über die Stadt an deren unterm Ende die berühmte Martinsburg, die seitdem die Residenz der Kurfürsten blieb und erst neuerdings dem Freihafen weichen mußte. Daß er auch die Universität stiftete, mildert in etwas die Schande seines Andenkens. Dieß ist die kurze Geschichte der mainzer Freiheit.

Frauenlob.

Umsonst nicht stimmte Frauenlob
Sein Saitenspiel den Frauen:

Warum er sang der Frauen Lob,
Ich will es euch vertrauen.

Sie wußten was man wünscht und hofft,
Und in verschwiegener Laube
Entzückten sie den Sänger oft
Beim süßen Saft der Traube.

Da wandt' er ganz auf ihren Preis
Zum Dank des Liebes Gabe,
Und als er starb, ein munt'rer Greis,
Sie trugen ihn zu Grabe.

Und traußten auf die Dichtergruft
Des Weines solche Fülle,

Ein goldner See mit würzgem Duft
Umwogte seine Hülle.

Der ganze Kreuzgang schwamm im Wein,
Es war so mancher Eimer;
Noch duftet um sein morsch Gebein
Der edle Laubenheimer.

So ist ein Dienst des andern werth:
Umsonst will ich nicht singen:
Die in die Laube mich begehrt,
Der soll mein Lied erklingen.

Von Frauenlobs Denkmal im Kreuzgang des Mainzer Doms findet sich auf dem Titeltupfer der altdeutschen Volks- und Meisterlieder, welche Göbres herausgegeben hat, eine Abbildung, welche dem Leser wohl vorgekommen ist. Der obere Theil enthält das gekrönte Brustbild des Sängers, der untere stellt vor, wie sein mit 3 Kronen verzierter Sarg von 8 Frauen mit fliegendem Haar und langen Trauerröcken getragen wird. Die Umschrift lautet: „Anno Domini MCCCXVIII in vigilia beati Andreae apostoli obiit Henricus Frauenlob dem Gott genadt.“ Aber schon dieser unpassende deutsche Zusatz zu der lateinischen Grabchrift, zumal mit einer Orthographie, die viel jünger ist als Frauenlobs Zeitalter, würde die Unechtheit verrathen, wenn uns auch nicht statt dem jetzt nicht mehr lesbaren Zusatz: *juxta formam antiquam restitutum anno MDCCLXXXIII* der Schweizer ausdrücklich bemerkte, daß wir das alte Erinnerungsmal nicht mehr vor uns haben. Auch stand dasselbe nicht auf der heutigen Stelle, sondern über 22 Schuh davon entfernt, da wo jetzt die Thüre zur Domschule ist. Als zu deren besserer Einrichtung im Jahre 1774 diese Thüre gebrochen wurde, zerschlugen die Arbeiter den Grabstein, und machten so diesem Alterthum ein Ende. Der öfter erwähnte N. Vogt bemühte sich, wie er sich ausdrückte, „den Frauenlob aus seinem Grabe zu erheben,“ und auf sein Betreiben ward der neue Denkstein, angeblich nach einer vorhandenen Zeichnung des alten, gefertigt. Diese Zeichnung war aber wohl nur aus dem Gedächtniß entworfen, denn er enthält keineswegs genau die Vorstellungen, welche als die des alten urkundlich bezeugt sind. Statt des gekrönten Brustbildes zeigte dieser nur einen Kopf, den ein Kranz umwand, von dem Blumen herabhangen. Die untere Darstellung, wie Frauenlobs Sarg von 8 Frauen getragen wird, scheint ganz eine neuere Erfindung, dem an dem alten Denkmal nichts entsprach. Gudén und Bourdon, die es beschrieben haben, wissen davon nichts, auch sind die vorgestellten Gebräuche nicht zeitgemäß, da Frauenlob in einem bedeckten Sarge, statt auf einer Bahre höchstens mit einem Tuche verhüllt, getragen wird, und die 3 Kronen den Sarg schmücken, nicht den Sänger.

Steht und fällt aber die Thatsache, daß Frauenlob von Frauen zu Grabe getragen worden sei, mit der Darstellung von der Grabtragung auf dem gleich-

zeitigen Denkmale? Ist sie, wenn diese erst neuerdings erfunden ward, gleichfalls eine neuere Erfindung? Hat vielleicht erst Vogt die schöne Sage zu Ehren seiner Vaterstadt erfunden? Fast sollte man es glauben, da sie einige Neuere so geradezu ins Reich der Fabeln verweisen. Aber wir haben das vollgültige Zeugniß eines fast gleichzeitigen Geschichtsschreibers, der mit genauer Angabe des Orts und der Zeit, wie sie auch der alte Stein enthielt, diese an sich selbst nicht unglaubliche Thatsache meldet. Albert von Straßburg erzählt in seiner lateinischen Chronik, welche von 1270 bis 1378 geht, Folgendes:

„Im Jahre des Herrn 1317 (der Stein giebt 1318 an) am Vorabend des heil. Andreas ist Heinrich, genannt Frauenlob, im Umgang der Hauptkirche zu Mainz, neben der Schule, mit großen Ehren begraben worden. Von seiner Herberge bis zur Grabstätte trugen ihn Frauen, welche große Wehklage erhoben, des unbegrenzten Lobes willen, welches er dem ganzen weiblichen Geschlechte in seinen Liedern ertheilt hatte. Da es wurde da eine solche Fülle Weins auf sein Grab gegossen, daß er durch den ganzen Umgang der Kirche umherfloß.“

Albert erwähnt nicht, daß Frauenlob Dr. der Theologie oder Domherr gewesen wäre. Erst bei Spangenberg und in der fabelhaften Meistergesangs-freieung finden sich diese Angaben. Gerade diese nicht beglaubigten Umstände hat man gegen die Sage geltend zu machen gesucht. Aber warum sollte ein Domherr nicht von Frauen begraben werden, wenn er es um sie verdient hatte? darin würde auch nach heutigen Begriffen nichts Anstößiges liegen. Findet man es anstößig, daß ein Domherr das Lob der Frauen sang, so kehrt sich die Frage um. Frauenlob, von dem wir wissen, daß er die Frauen besang und von ihnen zu Grabe getragen ward, konnte dennoch Domherr sein, denn solche Pfründen wurden auch an Laien vergeben. Doch selbst ein Dr. der Theologie brauchte sich des Lobes eines Geschlechts nicht zu schämen, welches in der heil. Jungfrau angeschaut, verehrt und gepriesen zu werden pflegte. Es scheint indes, daß man nur aus dem Ort des Begräbnisses, im Kreuzgang des Doms, auf den Stand des Dichters geschlossen hat. Aber auch dieser Schluß hält nicht Stich, da gleich neben ihm Laien begraben liegen, die keine geistlichen Pfründen besaßen.

Die nächste Frage ist, wodurch sich Heinrich den Namen Frauenlob und die ehrenvolle Grabtragung durch die Frauen verdiente? Durch die Lieder, antwortet Albert von Straßburg, welche er zum Ruhm des weiblichen Geschlechts dichtete. Durch die Gesänge zum Preis der heil. Jungfrau, sagen andere. Doch diese Meinungen fallen zusammen, da in jener Zeit das Lob der Frauen von dem der heiligen Jungfrau und umgekehrt unzertrennlich ist. Aber ganz anders antworten die Neuern. Doegen hat, wenn ich nicht irre, zuerst die Meinung aufgestellt, Heinrich habe Frauenlob geheißen, weil er sich in dem Streit, welchen die Dichter jener Zeit vielfach verhandelten, ob der

Name Weib oder Frau ehrenvoller sei, zu Gunsten des letztern entschied, wie ein Jahrhundert früher Walthar von der Vogelweide dem Namen Weib den Vorzug gegeben hatte. Wirklich ist uns sein Streitgedicht mit Regenbogen oder Raumsland, das diese Spitzfindigkeit behandelt, erhalten, ein merkwürdiges Aftenstück! Heinrich sucht, indem er den Singerkrieg eröffnet, zuerst die Begriffe von Magd (Jungfrau), Weib und Frau festzustellen. Eine Magd ist ihm ein Baum mit den Blumen der ersten Keusche. Wenn aber der süßen Blumen Duft durch männliche List gefallen sei, so heiße sie Weib. Eine Vermählte dagegen werde Frau genannt, ein Name, der die Würde des ganzen Geschlechts ausdrücke. Verwundert fragt Raumsland, warum er die Weiber (du wip, welches edler klingt als unsere heutige Mehrzahl) schelte, da er doch selbst von einem Weibe geboren sei? Auch eine Frau werde Weib genannt und selbst einer Jungfrau zieme der Name. Heinrich gesteht zu, daß der Name Weib das ganze Geschlecht mit einem Namen decke; wenn er aber die Weiber lobe, so seien die Frauen noch ungelobt, und unter den Weibern gebe es auch Unweiber. Jetzt erst spricht es Raumsland aus, daß dem Namen Weib vor dem der Frau der Vorzug gebühre. Als Christus bei der Hochzeit zu Canaan auf Bitte der heiligen Jungfrau das Wasser in Wein verwandelte, da redete er seine göttliche Mutter an und sprach: „Weib, das hab ich nicht von dir.“ Und als er am Kreuze schwebend die schmerzhafteste Mutter dem Schutze seines Neffen Johannes empfahl, da that er es mit den Worten: „Weib, dieß ist dein Sohn; Jünger, dieß ist deine Mutter.“ Wir können den Streit hier nicht weiter verfolgen; aber denkwürdig ist die verständige Entscheidung des Merkers, welcher erklärt, er gebe keiner Henne Fuß um ihren ganzen Krieg, denn Frau sei so viel als Weib und Weib so viel als Frau. Eine andere Tenzone, welche zwischen denselben streitenden Personen vorgeht, scheint vorauszusetzen, daß Heinrich den Namen Frauenlob habe, ohne daß ersichtlich wäre, ob er sich dabei auf das den Frauen gespendte Lob, oder den Vorzug gründete, welchen er dem Namen Frau ertheilt hatte. Für Ersteres spricht, daß ihm der Gegner von dieser Seite her das Recht auf den Namen bestreitet. Raumsland beginnt nämlich diesen zweiten Singerkrieg mit den Worten:

– „Heinrich, è diner zît ist vrowen lop gewest.“

Anderer Sânger hätten die Frauen besser gelobt als er. Leider läßt sich Frauenlob hierdurch zu der ruhmredigen Aeußerung hinreißen, was auch Walthar, Reinmar und Wolfram von Eschenbach je gesungen, er übergolde noch ihren Gesang, sie hätten nur den Schaum geschöpft, aber seine Kunst gehe aus Ressels Grunde u. s. w. Dafür wird er jedoch am Schluß des Streitgedichts von dem Merker hart angelassen und ziemlich übel heimgeschickt.

Frauenlob gehört wohl zu den besten Dichtern seiner Zeit; aber seine Zeit war nicht mehr die beste. Dem tiefen Verfall des edeln Meistergesangs

zu Anfang des 14ten Jahrhunderts konnte seine gewundene und verkünstelte Manier nicht aufhelfen. Dennoch ist er sprachgewandt, edlern Ausdrucks Meister, in Tönen erfinderisch, an Gegenständen ungewöhnlich reich und glücklich in der Wahl jenes Themas, welchem er mehr als seinen Liedern den unsterblichen Namen dankt. So lohnend ist das Lob der Frauen. Doch auch sein wahrscheinlicher Antheil an dem Gedichte von Wartburgkriege sichert ihm eine Stelle in der Geschichte der deutschen Dichtung.

„Man geht,“ schreibt J. Wetter, „mit dem Gedanken um, Frauenlob auf dem Viehfrauenplage ein Denkmal zu errichten. Nach dem Entwurfe, welcher einst zur Ausführung gebracht werden soll, wird sich die Bildsäule des Minnesingers in mehr als Lebensgröße auf einem ansehnlichen Postamente erheben.“ Der Platz könnte wohl nicht glücklicher gewählt sein; aber man sollte die Ausführung nicht auf ein dereinst verschieben: wenn erst die jetzt herrschende Monumentensucht verslogen sein wird, möchte es wohl zu spät sein.

Arnold Walsbote.

Ghe sie an Frauenlob kommen, sind die Mainzer freilich dem Stifter des rheinischen Städtebundes ein Denkmal schuldig. In dem Atelier ihres trefflichen Bildhauers Scholl sah ich den Entwurf eines solchen, dem eine baldige Ausführung zu wünschen ist. Auch wir hätten diesem großen Manne schon unsern Dank gezollt, wenn von der Entstehung des Städtebundes nicht vortheilhafter bei St. Goar die Rede wäre. Nur im Vorbeigehen sprechen wir hier von seinem mainzer Stifter. Er stammte aus einem der vornehmsten Geschlechter der Stadt, dem ältesten Zweige des Geschlechts der Löwenhäupter. Sein Stammhaus, zum alten Walpoden genannt, lag hinter dem Kreuzgang des Doms. Das Amt des Gewaltsboten war in seiner Familie erblich, Arnold bekleidete es von 1252—1268 und sein Sohn Heinrich folgte ihm darin. Mit Arnold vom Thurm, welcher gleichzeitig das Amt des Stadtkämmerers versah und die Stiftungsurkunde des Bundes der rheinischen Städte mit unterschrieb, ist er nicht zu verwechseln. Dessen Denkmal findet man im Dom der von seinen Neffen gestifteten Barbaracapelle gegenüber eingemauert.

Schon früher war aus dem mainzischen Geschlecht der Walpoden, das mit dem der Walpoden von Bassenheim, deren Stammburg bei Coblenz liegt, nichts gemein hat, ein Mann von welthistorischer Bedeutung hervorgegangen. Heinrich Walpode war der erste Meister des um das Ende des 12ten Jahrhunderts in Palästina gestifteten Ordens der deutschen Ritter. Als er 1200 starb, ward Otto von Karpen, ein 80jähriger Greis, sein Nachfolger. Auch dieser stammte, gleich dem dritten Ordensmeister, Hermann von Bart, aus einem Mainzer Patriciergeschlecht. Sie scheinen mit dem Kämmerer Dudo im Heere des Erzbischofs Christian von Mainz nach Palästina gekommen zu

sein, und der Umstand, daß die ersten Meister des Ordens Mainzer waren, mag nicht wenig zu dessen schneller Ausbreitung im Erzbisthum beigetragen haben. Noch späterhin bestand ein naheß Verhältniß des Ordens zu Mainz, seine Ritter waren großentheils Mainzer, und Peter von Dusbürg, der erste Geschichtschreiber des Ordens, stammte aus einem jüngern Zweige des Geschlechts der Löwenhäupter, so wie Werner von Orsele, dem er seine preussische Chronik widmete, aus einer mainzischen Familie, welche die Erbvogtei in dem jetzt nassauischen Städtchen Oberursel vor der Höhe besaß. So trieb Mainz die ersten Keime, aus denen im Lauf der Jahrhunderte der weitschattende Baum des preussischen Staates emporspross.

Heinrich von Osterdingen.

Daß in Mainz eine der vornehmsten Schulen des Meistergesangs geblüht habe, melden unverwerfliche Zeugnisse. Fabelhaft ist freilich, was von dem frühen Entstehen solcher Schulen und den 12 Meistern gemeldet wird, welche Kaiser Otto, als der Ketzerei bezüchtigt, nach Pavia beschieden, und als er sie schuldlos befunden, mit Freiheiten begnadigt haben soll. Als der erste der 12 Meister wird Frauenlob genannt, was den Ursprung der Schulen in das 14te Jahrhundert rücken und den frühen Vortritt von Mainz bewähren würde. Die Meister beriefen sich auch auf ein altes Buch, das in der Johannisikirche zu Mainz angeketet war, wo auch der angeblich von Kaiser Otto verliehene goldene Kranz aufbewahrt wurde. Aus der Art, wie Frauenlob in den oben besprochenen Singerkriegen von dem Merker abgefertigt wird, läßt sich eben nicht darauf schließen, daß er in der Meisterschule, wenn in dieser der Krieg Statt hatte, vorwiegendes Ansehen genossen hätte, und es bleibt wenigstens zweifelhaft, ob er wirklich für den Stifter der Mainzer Sängerschule anzusehen sei. Man könnte an den viel ältern Heinrich von Osterdingen denken, der zuweilen auch unter den 12 alten Meistern vorkommt, und dessen Bezug auf Mainz aus mehreren Anzeichen erhellt. Denn nicht nur gab es daselbst in dem Stadtheile, welcher der Kirchgarten hieß und unmittelbar unter dem alten Palaste König Dagoberts lag, ein altes Haus, das den Namen zum Asterding führte, sondern von diesem seinem Stammhause nannte sich auch das patricische Geschlecht derer von Asterdingen, in welchem der Name Heinrich mehrmals urkundlich vorkommt. Die Siegel dieser Heinrichs zeigen das wenig veränderte Wappen der Familie Gensfleisch, sie würden also demselben Geschlecht angehören, welches den Erfinder der Buchdruckerei hervorbrachte.

Noch ein anderer Grund pflegt für den Mainzer Ursprung Heinrichs von Osterdingen angeführt zu werden. In dem bekannten Singerkrieg auf Wartburg, in welchem Osterdingen eine Hauptrolle spielt, ist auffallend viel von Mainz die Rede, was nicht befremden würde, wenn es bloß da geschähe, wo von kirchlichen Streitigkeiten die Rede ist, wobei Mainz als Haupt der deut-

ischen Kirche nicht umgangen werden konnte. Nun aber geschieht es auch bei andern Anlässen, wo seine Erwähnung gar nicht an der Stelle scheint. So sagt die Landgräfin von Thüringen, den Schauplatz auf ihrer Wartburg bei Eisenach vergessend:

vor Megenz gât
der wile wol des klären Rines vil.

Hieraus läßt sich aber nur schließen, daß ein Theil des Wartburgkriegs in Mainz entstanden sein müsse; über Osterdingens Herkunft, der so wenig diesen Singerkrieg als die Nibelungen gedichtet haben kann, giebt es uns keinen Aufschluß. Beide Werke schreiben Mainzer Gelehrte ihrem angenommenen Landsmann ohne alle Veranlassung zu. Bis jetzt ist uns Heinrich von Osterdingen, der nach den frühen Erwähnungen um den Anfang des 13ten Jahrhunderts geblüht haben mußte, eine mehr mythische als historische Person. Wir besitzen kein Werk dieses Sängers; das Eine, welches sich ihm zuschreibt, der Laurin, thut dieß in einem offenbar spätern Zusatz. Da der Dichter der Nibelungen unbekannt war, so hat dieß zu der haltlosen Behauptung von Heinrichs Verfasserschaft an demselben verleitet, weil so mit einem Schlage Jedweden, was ihm fehlte, gefunden schien: dem Dichter ein Gedicht, und dem Gedicht ein Dichter. Die Hypothese ist aber um so unglücklicher, als bei den Nibelungen, die aus so verschiedenartigen, aus dem Volksgefang erwachsenen Theilen bestehen, von Einem Dichter gar keine Rede sein kann. Daß in Mainz ein Haus der Nibelungen vorkommt, darauf ist bei der großen Verbreitung des Namens am ganzen Ober- und Mittelrhein gar kein Gewicht zu legen. Als der Wartburgkrieg gedichtet wurde, mußte sich schon ein mythisches Dunkel um den Namen Heinrichs von Osterdingen gesammelt haben, und ihn selbst für den Verfasser zu halten, ist nicht besser, als wenn man den Spielmann Volker von Alzeie für den Dichter der Nibelungen erklärte. Diese und den Wartburgkrieg, Werke, die um ein volles Jahrhundert auseinander liegen, einem und demselben Dichter zuzuschreiben, ist, gelinde zu sprechen, unbesonnen. Für Mainz bleibt die Wahrscheinlichkeit übrig, einen Theil des Wartburgkriegs und den Helden dieses Gedichts, Heinrich von Osterdingen, hervorgebracht zu haben.

Gutenberg und Faust.

Unserm Vorsatz gemäß, das Bekanntere kurz zu behandeln, dürfen wir dem größten Manne, den Mainz hervorgebracht hat, nur wenige Spalten widmen. Durch das dem Erfinder der Buchdruckerkunst gewidmete Denkmal, dessen feierlicher Inauguration in den schönen Augusttagen des Jahres 1837 wir beiwohnten, hat Mainz eine 400 jährige Schuld getilgt, die wahrlich nicht allein auf ihm, sondern auf der ganzen Menschheit ruhte. Um sie hat er un-

sterbliche Verdienste erworben, nicht insbesondere um Mainz, auf dessen Glanz und Blüthe seine Erfindung vielmehr verderblich gewirkt hat. War es nicht die Buchdruckerkunst, welche die Reformation hervorrief? Und wäre die französische Revolution und die Säkularisation des Erzstifts, welche Mainz aus dem goldenen wieder in das eiserne verwandelte, ohne die Reformation denkbar? Was es bei Lebzeiten Gutenbergs an ihm verbrach, dürfen wir ihm billig nicht zur Last schreiben, denn es that es unwissend. Hätte es seinen Werth begriffen, wer kann behaupten, daß Mainz nicht großmüthig und uneigennützig genug gewesen wäre, den lebenden Wohlthäter des Menschengeschlechts wie jetzt den todtten zu ehren und zu feiern, ob er gleich ihm selbst die empfindlichsten Nachtheile herbeizuführen bestimmt war. Einer so engherzigen Rücksicht würde es damals so wenig Gehör geliebt haben, als es jetzt der durch die Erfindung wirklich erlittene Schaden bestimmen konnte, dem Erfinder sein Denkmal zu weigern.

Daß es Gutenberg war, welcher die Kunst mit beweglichen Lettern zu drucken erfand, darüber ist bei der völligen Haltlosigkeit des Harlemer Märchens kein Zweifel. Als Gutenberg seine viel „meisterlichere und subtilere“ Kunst schon ausübte, kannte man in Holland nur Taseldruck: die dort vor 1441 gedruckten Donate waren nicht gesetzt, sondern in Holz geschnitten. Es ist ferner unbestreitbar, ja unbestritten, daß Gutenberg zu Mainz geboren ward. Als Gutenbergs Vaterstadt hätte dieß also schon unzweifelhafte Ansprüche auf die Ehre der Erfindung. Um sie nicht theilen zu müssen, behauptet es aber auch, Gutenberg habe die Erfindung in Mainz, nicht in Straßburg, seinem mehrjährigen Aufenthalte, gemacht. Hier ist der Beweis schon schwieriger. Wir wenigstens scheinen die Acten über diese Controverse noch keineswegs spruchreif. Man beruft sich zuletzt auf Gutenbergs eignes Zeugniß. Er, der Erfinder, heißt es, mußte am besten wissen, wo er die Kunst erfand. Am Schlusse des 1460 gedruckten Katholikons sagt er wörtlich:

— hic liber egregius — alma in urbe Maguntina nationis inclytæ Germaniæ, quam Dei clementia tam alto ingenii lumine — — ceteris terrarum nationibus praeferre illustrareque dignatus (sic) est, — — impressus atque confectus est.

Diese Worte Gutenbergs erlaubt man sich wie folgt zu übersetzen:

„dieß vortreffliche Buch — ist in der guten, der ruhmreichen deutschen Nation angehörigen Stadt Mainz, welche die Güte Gottes mit einem so hehren Geisteslichte — — den andern Nationen der Erde vorzuziehen und zu verherrlichen gewürdigt hat, — — gedruckt und vollendet worden.“

Hiernach wäre die Stadt Mainz mit dem hehren Geisteslicht verherrlicht worden, nicht die ruhmreiche deutsche Nation, welcher Gutenberg die Ehre

geben wollte. Wir halten Herrn J. Wetter für einen zu guten Lateiner, als daß er dem Verdacht entgehen könnte, zu Ehren seiner Vaterstadt falsch übersezt zu haben. Da auch einige andere Mainzer Gelehrte, wie ich eben bemerke, die Stelle in gleichem Sinn übertragen, so ist der Einfluß des patriotischen Gefühls um so deutlicher. Ich, der ich kaum ein halber Mainzer bin, finde hier kein anderes Zeugniß Gutenbergs, als daß sein Katholikon in Mainz gedruckt sei. Ist denn Mainz eine Nation, daß von ihr gesagt werden sollte, Gott habe es andern Nationen vorgezogen? P. Schöffers ähnlich lautende Schlußschrift, in welcher Mainz wirklich als die vorgezogene Nation erscheint, beweist nichts, da sie die gutenbergsche, aus der sie geschlossen ist, absichtslos entstellt. Wozu auch absichtliche Entstellungen? Die Erfindung bleibt der deutschen Nation, sie bleibt dem Rheinlande und das genügt uns. Mainz behält den Erfinder, behält die Ehre, ihm das erste würdige Denkmal errichtet zu haben: sollte ihm das nicht genügen?

Doch um nicht ungerecht zu sein, wahrscheinlich machen es die bisherigen Untersuchungen allerdings, daß Gutenberg im Jahre 1450, also zu Mainz, wo er sich damals aufhielt, die Kunst erfand, mit beweglichen Lettern zu drucken. „In den Jahren unsres Herrn, da man schrieb 1450,“ sagt die ehrwürdige Kölner Chronik, „da war ein golden Jahr, da begann man zu drucken, und das erste Buch, das man druckte, war die Bibel zu Latein.“ In den 10 vorhergehenden Jahren sei die Kunst, und was zu ihr gehöre, erst untersucht worden. Hiermit stimmt auch Trithemius, stimmt Johann Schöffers Zeugniß und so könnten wir uns gar wohl dabei beruhigen.

Gutenberg druckte noch mit Buchstaben, die er mühsam Stück für Stück aus Holz schnitzen mußte, und die sich dennoch nie völlig gleich waren, nie einen ganz ebenen Druck gewährten. In Verbindung mit Fußt scheint er erst darauf gekommen zu sein, Mutterformen zu allen Buchstaben zu gießen, mittels welcher man die einzelnen Typen mit Leichtigkeit in Zinn oder Blei abgoß und ins Unendliche vervielfältigte. Aber durch den wiederholten Einguß des glühenden Bleis veränderten sich auch die aus gleichem Material bestehenden Matrizen innerlich und konnten hernach nur noch stumpfe und ungleiche Lettern hervorbringen. Diesem Uebelstand half Peter Schöffer von Gernsheim ab, indem er ein leichteres Gußverfahren erdachte, das zugleich schönere und ebenmäßigere Lettern liefere. In Fußts Hause lebend, um die gedruckten Bücher mit zierlichen Anfangsbuchstaben zu schmücken, nahm er, der schöne Formen zu bilden gewohnt war, Anstoß an den steifen und plumpen Buchstaben, welche aus Gutenbergs und Fußts gemeinsamer Druckerei hervorgiengen. Sein Scharffinn fand endlich das Mittel auf, welches noch heute bei der Schriftgießerei Anwendung findet, wodurch er sich auf den Namen des Vollenders der Buchdruckerkunst ein unbezweifeltes Recht erwarb. Statt nämlich die Matrizen, wie es bis dahin geschah, zu gießen, schlug er sie mittels eines Stahlstempels (Punze), worauf der auszudrückende Buchstabe erhaben geschnitten

war, in dünne Metallplättchen. In der Freude über diese wichtige Erfindung, vielleicht auch um ihn ausschließlich an sich zu fesseln, gab ihm Faust seine Tochter Christina zur Ehe.

Wir haben jetzt eine unwürdige Handlung des Mannes zu berichten, den wir oben als einen tapfern und unerschrockenen Kämpfer für die Freiheit seiner Vaterstadt kennen lernten. Gutenberg hatte Vorschüsse von ihm empfangen und dafür sein Werkzeug zu Pfande gesetzt. Während des gemeinsamen Betriebes des Geschäfts war ihm das Geheimniß der Kunst entlockt worden und Faust sah sich jetzt durch seine unauflöbliche Verbindung mit dem sinnreichen und kunstfertigen Schöpfer in Stand gesetzt, Gutenbergs fernere Mitwirkung entbehren zu können. Um sich die Vortheile einer Erfindung allein zuzuwenden, welcher Gutenberg außer der ganzen Kraft seines Geistes alle irdischen Güter geopfert hatte, forderte er in dem Augenblicke, wo die endlich mit allen nöthigen Werkzeugen versehene Druckerei einträglich zu werden versprach, die Gutenberg dargeliehene Summe mit Zinsen von Zinsen zurück und ließ sich, da dieser ihn, wie er vorausgesehen hatte, nicht befriedigen konnte, das zu Pfand gestellte Werkzeug eigenthümlich zusprechen.

Nach der Trennung von Gutenberg, der nun wieder von vorn anfangen mußte, wußte Faust, in Verbindung mit P. Schöpfer, sein schon an sich einträgliches Geschäft durch eine kleine List noch gewinnreicher zu machen. Er suchte nämlich seine Kunst in ein undurchdringliches Geheimniß zu hüllen und gab die Bücher, welche aus seiner Werkstatt hervorgingen, immer noch für geschrieben aus, was er um so leichter konnte, als wirklich bei den ersten Drucken sowohl die Feder als der Pinsel noch nachhelfen mußte. Bei den ungeheuern Summen, womit damals Handschriften bezahlt wurden, konnte er durch diesen Kunstgriff unermessliche Reichtümer häufen. Weil aber so die unzähligen Abdrücke, die er in kurzer Zeit hervorbrachte, für eben so viele Abschriften gelten mußten, und Niemand, der den Schlüssel seines Geheimnisses nicht besaß, die Möglichkeit solcher Leistungen begriff, gerieth er in den Verdacht der Zauberei, und veranlaßte so vielleicht die berühmte Sage von dem Schwarzkünstler Johannes Faust (auch der Buchdrucker hieß Johannes), die bis auf den heutigen Tag eine so wichtige Rolle in unserer poetischen Literatur spielt hat. Aus dieser zweigte sich wieder die von Don Juan (der Name von Fausts Vornamen Johannes), dem Faust der Südländer, ab. Und daß sich Faust dem Bösen ergeben habe, ist wirklich in dem Sinne wahr, daß sein Verfahren gegen Gutenberg, und gegen die Welt, welche er fast aller Vortheile der Erfindung zu berauben trachtete, ihm von keinem guten Geist eingegeben sein konnte. Oben ist indes schon erwähnt, wie gerade Er durch den hartnäckigen Widerstand, welchen er bei der Einnahme von Mainz durch Adolf von Nassau diesem siegreichen Fürsten in jener Mordnacht leistete, die Veranlassung ward, daß die Kunst, welche er geheim zu halten gesucht hatte, sich über Europa, über die Welt verbreitete. Die hier gegebene Ableitung der

Sage von Faust ist zwar nur Hypothese, aber eine Hypothese, die durch die historischen Schwarzkünstler, die sich den Namen Faust beileigten, keineswegs beseitigt wird. Denn schon der älteste derselben, welcher nach Trithemius eigentlich Georgius Sabellicus hieß, legte sich den Namen des jüngern Faustus nur bei, weil schon ein älterer Faust als Zauberer berühmt war. Die Sage von Faust, welche nach der alten oft gescholtenen, aber noch nie wiederlegten Vermuthung, die auch wir theilen, der Buchdrucker Johannes Faust veranlaßte, war also damals schon vorhanden.

Wie könnten wir diesen Abschnitt besser beschließen, als mit den schönen aus Ottfried Müllers Feder geflossenen Worten, welche an Gutenbergs Monument die Rückseite des Piedestals verzieren:

Artem, quae Graecos latuit latuitque Latinos,
Germani sollers extudit ingenium.

Nunc, quidquid veteres sapiunt, sapiuntque recentes
Non sibi, sed populis omnibus id sapiunt.

Jene den Griechen verborgene Kunst und den Römern verborgene

Brachte der forschende Geist eines Germanen ans Licht.

Was jetzt immer die Alten, und was jetzt Neuere wissen,

Wissen sie sich nicht bloß, sondern den Völkern der Welt.

Frankfurt.

Das Marktschiff.

Von Mainz können wir nach Frankfurt zu Wasser und zu Lande gelangen. Zu Wasser auf dem Dampfschiff, zu Lande auf der Eisenbahn. Für die langwierigste Wasser gelegenheit gilt die mit dem Marktschiff, doch mochten wir sie nicht geradezu die langweiligste nennen, wenigstens nicht zur Messezeit. Dem breiten Hauptschiffe werden alsdann noch drei bis vier ungeheure Rähne oder Schalben angehängt, deren Boden das Gepäck der Reisenden und die Waaren, womit sie befrachtet sind, völlig überdecken. Auf diesem unebenen, von Kisten und Kasten, Fässern und Säcken, Ballen und Körben gebildeten Terrain rutschen und klettern die zahlreichen christlichen Passagiere hin und her, während die würdigen Söhne des betrügerischen und wucherischen dritten Erzwaters den innern Raum des Hauptschiffs durch ihre Athmosphäre verpesten. Nur der heftigste Platzregen könnte das unbeschnittene Volk vermögen hier eine Zuflucht zu suchen. Auch ist es draußen auf dem Gepäck in jeder Beziehung lustiger. Menschen aller Nationen, Geschlechter, Lebensalter und Stände wuseln wie in einem Ameisenhaufen durcheinander. Ehe man sich versieht, werden Geschäfte gemacht, Wein und Bier ausgeschenkt, Obst und Kuchen verkauft, Ellenwaaren abgemessen, Orgeln gedreht, Pöffen gerissen und Liebeshandel angezettelt. Es